

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 15.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 7. April 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Kapitän Massa.

Eine römische Dorfgeschichte von Richard Voß.

1.

Morgen kommen die Bersaglieri!"
"Was wollen sie bei uns?"
"Was weiß ich! Sieh, das sind ihre Zelte! Die werden auf's Feld hinauf getragen, und die Bersaglieri wohnen darin, wie unsere Männer, wenn sie unten im Römischen Weizen schneiden."

"Wie lange bleiben die Soldaten auf unserem Felde?"

"Es heißt ja wohl: den ganzen Sommer über. Kommst Du nicht mit zum Brunnen? Es ist schon spät."

"Ich muß erst mein Garn fertig drehen."
"Wir sind Alle beim Brunnen. Dort werden wir gewiß hören, was die Bersaglieri bei uns wollen, und wie lange sie hier bleiben."

"Mir ist's gleich."
"Nun ja, Du bist eine solche!"
Die Freundin, das große kupferne Wassergefäß unter dem Arme, stieg weiter die Gasse hinauf, die steil wie eine Stiege und so eng war, daß, wenn Zwei sich begegneten, Einer sich gegen die Wand drücken mußte, damit der Andere vorbei kam.

Flavia blieb am offenen Fenster sitzen und drehte gelassen ihr Garn weiter. Um sich die Arbeit zu erleichtern, ließ sie die Spule zum Fenster hinaus hängen, sie von Zeit zu Zeit kräftig aufschnellend, um sie dann langsam wieder auf den Boden gleiten zu lassen.

Vor dem Hause, welches Flavia allein mit ihrer Mutter bewohnte, lag ein winziger Platz, von dem aus

nach allen Richtungen, den jähren Felsriegel hinauf und hinab, die Gassen sich verzweigten. Die Häuser hoben sich unmittelbar aus dem nackten Gesteine, so schwarz, als wären sie von oben bis unten mit Theer bestrichen; manche Wohnung hatte keine andere Deffnung, als die Thür, die in den einzigen dunklen Raum führte, darin die ganze Familie sich aufhielt. Auf dem Platze vor Flavias Wohnung gab es keinen Fuß breit ebenen Raum; überall starrten zwischen den Häusern die Klippen empor.

Also morgen kommen die Bersaglieri, dachte Flavia, trotz aller zur Schau getragenen Gleichgültigkeit voll dumpfer Verwunderung über das große Ereigniß. Denn wer von den Bewohnern der wilden volstischen Bergstadt nicht als Schnitter, Feldarbeiter oder Modell in das Römische hinabgekommen war, der hatte in seinem Leben nur wenige Fremde gesehen, und darunter kaum einen Soldaten... Den ganzen Sommer bleiben sie droben



Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kaufmann. — Siehe Seite 63.
Das Original ist im Besitze des Kunsthändlers F. Schwarz in Wien.

Ayuntamiento de Madrid

auf unserm Felde,“ wiederholte das Mädchen im Stillen die Worte ihrer Freundin. „Und da bringen sie immer noch mehr Zelte. Daß es so viele Soldaten giebt!“

Die ganze Einwohnerzahl von Rocca secca schien beschäftigt, die zusammengeknüpften Leinwandstücke den Berg hinauf zu schleppen, unter einem Geschrei, als ob sie Waffen trügen und der Feind vor ihrem Orte stünde. Bis zur halben Höhe des steilen Bergfegels ließen sich die Zelte, und was sonst zu einem Soldaten-Lager gehört, theils auf Maulthieren, theils in Karren transportiren; alsdann wurde das Meiste abgeladen und den Weibern und Kindern aufgegeben.

Auf der Höhe des Gipfels, an dessen Wänden Rocca secca klebt, befand sich ein fast kreisrundes, weites und ödes Gefilde, ringsum von niedrigen Hügeln umschlossen, welche dicht mit Ginstern bewachsen waren. Gerade stand die schöne Blume der römischen Wildniß in voller Blüthe, jedoch das Feld einen Anblick gewährte, als flössen von allen Seiten die Ströme einer märchenhaften Goldfluth in einen gewaltigen Felsenkeßel nieder.

Unter diesen strahlenden Wällen sollten die Soldaten ihre Zelte aufschlagen.

Die Sonne ging unter. Zwischen den schwarzen Mauern und Dächern erglänzte, wie durch einen Bergspalt, ein winziges Stück der großen römischen Ebene und ein Streifen Meer, das einzige, was Flavia aus ihrem Fenster von der Welt sah, die wie in unerreichbarer Ferne tief unter ihr lag. Es geschah selten, daß sie darauf achtete, es war noch niemals vorgekommen, daß sie sich darnach gesehnt hätte; heute stand sie, hielt den Faden müßig in der Hand und spähte hinaus, bis sie die Mutter rufen hörte. Ohne sich sonderlich zu eilen, trat sie vom Fenster zurück, legte Spule und Garn fort, nahm das Wassergefäß und begab sich an den Brunnen.

Hier war noch die Schar der Mädchen versammelt; sie hatten lebhaft das große Begegniß besprochen und empfingen die Verspätete mit lautem Zurufe:

„Ein Kapitän kommt auch mit!“

Aber Flavia zeigte auch für diese aufregende Neuigkeit keine besondere Theilnahme; in ihrer gewöhnlichen herben Art bemerkte sie:

„Was geht's uns an?“

Eines der Mädchen rühte die Erwarteten:

„Das sind tapfere Leute! Den ganzen Sommer über machen sie auf unserm Felde Uebungen, und dann sollen sie gegen die Briganten ziehen. Die von Sonnino drüben mögen sich in Acht nehmen!“

Da wurde Flavia zornig: „Die von Rocca secca mögen sich in Acht nehmen! Als gingen nicht auch von unsern Männern genug in die Berge, — die Madonna schütze sie! Oder willst Du etwa bitten, daß die Madonna den Fremden beistehen möge?“

Ihre finsternen Augen blickten die Soldaten-Freundin feindselig an. Das Mädchen begann mit heftigen Gegenreden, als wäre es in den Volskerbergen plötzlich ein Verbrechen geworden, Brigant zu sein. Flavia ließ ein verächtliches Aufschauen hören, hob sich das gefüllte Gefäß auf den Kopf, verdrängte die Arme und schritt gelassen davon. Später, als sie mit der Mutter vor der Hausthür kauerte und zu ihrem Salat von wilder Cichorie ein Stück grauen, sparsam mit Del beträufelten Brodes verzehrte, fing zu ihrem Aerger unter den Nachbarinnen das Geschwätz über die Fremden von Neuem an; gerade wollte sie in's Haus, als ihre Freundin kam. Filomela rief schon von Weitem:

„Die Ersten sind schon unten am Berge! Marschiren thun sie, schneller, als Unsererins läuft! Einen ganzen Hüfnerstall tragen sie auf den Hüten, die prächtigsten Federn! Und lustig sind sie! Es soll wahr sein, daß sie zu uns kommen wegen der Briganten! Die Armen! Ein Kapitän ist wahrhaftig dabei. Das soll Einer sein! Noch ein ganz junger, aber fürchterlich tapfer. Kapitän Massa heißt er.“

Flavia erwiderte nichts. Sie stand auf, nahm die leere Schüssel, trug sie in's Haus, steckte die Dellampe an und ging in die Kammer, um ihre Spindel zu holen. Filomela folgte ihr, setzte sich auf den Betrand und begann mit unterdrückter Stimme:

„Wenn es wahr ist, daß Kapitän Massa mit seinen Soldaten der Briganten wegen auf unser Feld kommt, so giebt das einen bösen Sommer; denn unsere Männer haßen die Fremden. Ich habe vorhin zugehört, wie sie über den Kapitän Massa redeten; der Kapitän mag sich in Acht nehmen. Der Gina ihr Bruder hat ein Gelöbniß gethan, seine Schwester, wenn sie einen Soldaten nur freundlich ansähe, zu erschlagen. Nun haben die Mädchen Furcht bekommen und sind ganz still über die Fremden. Du hast es gut, daß kein Mann im Hause ist, der Dir befehlen kann.“

Flavia hatte ihre Spindel genommen, sich gegen die Wand gelehnt und sogleich zu spinnen begonnen. Sie meinte gleichmüthig:

„Warum habe ich's gut? Mir wär' es ganz recht, wenn ich einen Bruder hätte, wie die Gina ihn hat. Das gefällt mir vom Tommajo. Todt stehen müßte

man uns, hielten wir es mit einem dieser Fremden. Euer Kapitän Massa, der ein so tapferer Mann sein soll, mag sich freilich in Acht nehmen.“

Filomela wußte nicht recht, ob sie die Reden ihrer Freundin ernst nehmen oder dazu lachen sollte. Es dauerte also eine Weile, bis sie mit dem Herauskam, was sie auf dem Herzen hatte. Nach einer vorsichtigen Einleitung erkundigte sie sich:

„Hast Du etwas vom Bigio gehört?“

Flavia blickte starr auf den Faden, der ihr zerissen war.

„Was sollte ich vom Bigio gehört haben?“

„Daß er noch immer in den Bergen ist.“

„Wenn Du es weißt, warum fragst Du mich dann?“

Die gutmüthige Filomela wurde böse.

„Du redest, als hätte der Bigio nicht Deinetwegen den Luigi Mariano erstochen.“

„Ich habe es ihm nicht geheißt.“

„Er hat es aber doch gethan.“

„Was kann ich dafür, daß er wie ein Toller so eifersüchtig war? Ich hatte nichts mit dem Luigi und habe nichts mit dem Bigio, oder mit sonst irgend Einem,“ schloß die braune Schöne tropig.

Die erzürnte Filomela rief:

„Bist Du eine Hochmüthige! Die Madonna möge Dich strafen! Was, — Du kümmerst Dich nicht um den Bigio, der um Deinetwillen den armen Luigino erstochen hat; Dir ist es gleich, ob er noch immer in den Bergen ist oder nicht? Du fragst auch nichts darnach, wenn er in seiner Verzweiflung unter die Briganten geht, wenn der tapfere Kapitän Massa Jagd auf ihn macht, wenn der Kapitän Massa ihn fängt, wenn er nach Rom in's Gefängniß, oder nach Neapel auf die Galeeren gebracht wird —?“

Die bitterböse, weichmüthige Filomela, die ihre Rede wegen Mangels an Athem abbrechen mußte, schluchzte auf, als wäre sie das Mädchen, um dessentwillen der arme Luigi Mariano von dem hübschen, wilden Bigio umgebracht worden, und als hätte der tapfere Kapitän Massa bereits sämtliche volkstümliche Briganten hinter Schloß und Riegel. Die Geschmähte entgegnete zu ihrer Vertheidigung kein Wort.

2.

Flavia konnte der Fremden wegen lange nicht einschlafen. Sie lag und horchte auf die Schritte der an ihren Fenstern vorbeiziehenden Soldaten, die einen Höllenlärm machten. Einmal hörte Flavia eine starke, wohlklingende Stimme, die herrisch Ruhe gebot. Sofort wurde es still. Das Mädchen dachte: „Das war Kapitän Massa! Also ein solcher bist du!“ Mit einer feindseligen Empfindung gegen den unbekannten Mann schlief sie endlich ein.

Am Morgen kamen viele der Soldaten nach Rocca, um Lebensmittel einzukaufen. Sie fanden nicht viel, und was an Vorräthen da war, wollten die Leute den Fremden nicht geben. Die Soldaten begehrten es, fordereten, schalteten, drohten; die Einwohnerzahl Rocca's rothete sich zusammen, stand in düsterem Schweigen, warf haßglühende Blicke auf die Eindringlinge, bereit, ihr Eigenthum zu vertheidigen. Es hätte zu offenen Feindseligkeiten und Gewaltthaten geführt, wäre nicht zu rechter Zeit Kapitän Massa erschienen.

Der junge Offizier befaß seinen Leuten, auseinander zu treten, und begab sich, ohne die Roccaner eines Blickes zu würdigen, zum Sindaco, mit dem er eine kurze Unterredung hatte. Auf Befehl des Sindaco mußten sodann die Vorräthe den Soldaten gegen Bezahlung herausgegeben werden. Den ganzen Tag über dauerte in Rocca die Aufregung, jetzt nicht nur gegen die Fremden, sondern gegen den eigenen Sindaco gewendet. Flavia hielt sich, wie gewöhnlich, ruhig zu Hause, nahm gegen Abend ein Stück Linnen, das zur Bleiche gebracht werden sollte, und jagte zu ihrer Mutter:

„Ich trage die Leinwand nach dem Felde hinauf.“

„Auf dem Felde sind die Soldaten.“

„Sollen wir darum unsere Leinwand nicht bleichen?“

„Nun ja, — ich will mitgehen.“

„Weshalb?“

„Weil die Soldaten oben sind.“

Flavia zuckte verächtlich die Achseln und verließ ohne Weiteres das Haus. Die Mutter begann zu schelten; da sie jedoch ihre Tochter kannte, auch ihr Schleiertuch nicht gleich bei der Hand hatte, so ließ sie Flavia in Gottes Namen gehen, geradenwegs zu den Feinden hinauf.

Vor den Hausthüren kauerten die Weiber, und am Brunnen standen die Mädchen. Alle riefen Flavia an: Was ihr einfiele, ihre Leinwand auf's Feld hinauf zu tragen? Flavia gab entweder gar keine, oder nur sehr kurze Antworten: Die Leinwand müßte auf die Bleiche, und da man nur oben bleichen könnte, trüge sie die Leinwand eben hinauf. Filomela, obgleich sie der Freundin wegen des gestrigen Abends immer noch böse war, wollte sie begleiten, wurde indeß kurz abgewiesen, was die treue Seele von Neuem in heftigen Zorn brachte.

Unmittelbar hinter den letzten Hütten verengte sich der rauhe Weg zu einem Pfade, der in steilen Windungen an den nackten Felsenwänden emporführte. Sah Flavia auf, so blickte sie über ödes Gebirge, wildes Land und leuchtendes Meer in eine unabsehbare, sommerlich umdunstete Ferne hinein.

Auf dem Felde angelangt, sah sie unter den strahlenden Ginsternwänden die Reihen der Zelte, gleich einer Schar von Riesenschwämen im Sonnenschein erglänzen. Ein vergnügliches Lagerleben hatte sich auf dem öden Gefilde entfaltet, das die Volskerin nur tief einsam kannte, nur in einem Schweigen, welches allein der klagende Schrei eines Falken oder das heisere Belfern einer Wildkatze unterbrach.

Flavia nahm ihre Last vom Kopfe und schickte sich an, auf dem Plage, wo sie gewöhnlich bleichte, ihr Gewebe auszubreiten. Noch war sie damit beschäftigt, als sie sich von einer Stimme, deren gebieterischen Ton sie bereits kannte, angerufen hörte:

„Es wäre besser, Mädchen, wenn Du Deine Leinwand wo anders hinträgst, so lange meine Leute hier oben haufen. Das magst Du auch drunten den Anderen sagen, denn wo Weiber hinkommen, entstehen Handel, und wir sind nicht hier, um uns mit Frauenzimmern zu zanken!“

Flavia wendete sich nach dem Sprechenden um, sah dem gefürchteten Kapitän mit ihren mächtigen, brennenden Augen ruhig in's Gesicht, und versehte gelassen:

„Dieser Platz gehört Rocca secca. Wollen also die Frauen ihre Leinwand zum Bleichen und Trocknen hier heraufbringen, so kann ihnen das weder der König, noch der heilige Vater verwehren. Ich werde daher den Weibern unten sagen, sie möchten sich von Niemand befehlen lassen, sondern gerade so thun, wie ihnen gefällt. Wenn Ihr aber hier gebieten müßt, so gebietet dort Euern Soldaten, daß sie sich betragen, wie es Gästen geziemt. Wir mögen mit ihnen nichts zu thun haben.“

Sie wollte ihm den Rücken kehren, blieb aber noch einen Augenblick stehen und sah ihn an. Kapitän Massa, der zuerst Miene machte, über das kühne Mädchen zu lachen, wurde plötzlich zornig.

„Du bist ja die echte volkstümliche Kage! Wenn die ganze Brut so ist, wird es wohl bald einen Tanz geben. Aber wir werden Euch schon zahm machen!“

Damit ging er. Er war so aufgebracht über die kleine Episode, daß er sich über sich ärgerte. — Solch ein trotziges Geschöpf! Wie sie ihn angesehen hatte! Beinahe verächtlich! Aber schön war sie, das wilde, braune Ding. Sie hatte gewiß einen Briganten zum Liebsten. Der Teufel hole den Burschen! Und sicher wußte sie, weshalb die Compagnie nach Rocca gekommen war!

Er sah sich um, blickte indeß schnell wieder fort. Ihm schien es, als ob sie gleichfalls da gestanden und nach ihm ausgeschaut hätte, — schlank und hoch, eine dunkle, feierliche Gestalt am glühenden Abendhimmel.

Flavia beendete ihre Arbeit, trat sofort den Rückweg an und begab sich zum Brunnen, wo auch heute die Mädchen noch schwabend beisammen standen. Sie erzählte, was ihr begegnet war, forderte Alle auf, gemeinjam mit ihr gegen die verhassten Fremden zu stehen, redete so lange und mit solcher Leidenschaft, daß einstimmig der Entschluß gefaßt wurde: am nächsten Tage wollten sie sammt und sonders ihre Wäsche auf das Feld zum Trocknen tragen.

3.

Am nächsten Morgen standen bereits in aller Frühe sämtliche Jungfrauen Rocca's an dem großen Brunnen und wuschen. Mit außergewöhnlichem Eifer wurden auf der steinernen Umfassung die Linnenstücke gerieben, geschlagen, gerollt und dann mit kräftigen Schwingungen durch das Wasser gezogen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der die ernsthafteste und schweigsame Flavia Partei gegen die Fremden nahm, machte auf die Mädchen einen stärkeren Eindruck, als der Haß der Männer gegen die Eindringlinge. Viele erinnerten sich freilich, daß Flavia einen besonderen Grund zu dieser Feindseligkeit hatte, — eben wegen des Bigio, der seit beinahe einem Jahre sich in den Bergen aufhielt. Allerdings hatten sie Alle genug über die Kaltherzigkeit geredet, die Flavia zur Schau getragen, als ihretwillen ein braver junger Mensch ermordet worden war, und allgemein machte man es ihr zum Vorwurf, daß sie sich nicht stolz darauf fühlte, einen ihrer Bewerber als Verfolgten, — vielleicht als Banditen in den Bergen zu wissen. Denn im Geheimen waren die Roccaner eifersüchtig auf die Bewohner des benachbarten Sonnino, die den Ruhm besaßen, die meisten und kühnsten Banditen des Landes zu stellen. Als es daher hieß, die Soldaten kommen, die Soldaten sollen zum Herbst gegen die Briganten ausziehen, da dachte eine Jede der Roccanerinnen zuerst an die Frauen von Sonnino und triumphirte; aber dann regte sich das volkstümliche Blut, das seit Jahrtausenden in den Adern dieses räuberischen Stammes floß, und Angesichts

der Hächer wendete sich die ganze Theilnahme der guten Roccamerinnen dem benachbarten Bergstädtchen zu.

Am Nachmittage trugen die Mädchen verabredeter Weise ihre Wäsche auf das Feld hinaus. Wegen der Enge des Pfades mußte eine hinter der anderen gehen; wie eine Anführerin schritt Flavia voraus. Es war ein schöner Anblick, die schlanken, jungen Gestalten in den scharlachrothen Röcken, den goldgelben oder grünen Miedern, mit der schimmernden Last von Wäsche auf dem Kopfe, durch die braune Felsenöde langsam, wie in feierlicher Prozession, dem strahlenden Gipfel entgegenwandeln zu sehen. Aber so herausfordernd die kampflustigen Jungfrauen beim Ausbreiten der Wäsche auch schwanken und lachten und tausend Tollheiten trieben, — kein Feind ließ sich in ihrer Nähe blicken. Die Bersaglierei blieb innerhalb ihres Lagers, von wo aus sie allerdings eifrig nach dem bunten Knäuel der Wäscherinnen hinübersehnten, — beinahe wie sehnsüchtig. Diese, nachdem sie die Wäsche säuberlich über den fahlen Felsboden gebreitet, setzten sich auf das Gestein, zogen die Spindeln hervor und begannen mit gellender Stimme zu singen, uralte volkstümliche Balladen und Romanzen, die kein Ende hatten, und in denen das volkstümliche Brigantenthum verherrlicht wurde.

Eine Weile verhielt sich der Feind bei diesem Angriffe der Schönen ruhig; schließlich aber nahmen die Fremden den Kampf auf und leiteten das Gefecht mit ihren Soldatenliedern ein, welche den tapferen Bersaglierei priesen, wie er die volkstümlichen Banditen jagte und fing, „als ob sie Wachteln wären“. So laut die guten Mädchen auch schrien, die Soldaten schrien noch lauter; also, daß Jene, wollten sie sich nicht die Ohren zuhalten, den Ruhm der tapferen Bersaglierei und die Schande der volkstümlichen Briganten mit anhören mußten. Ihre Stimmen wurden immer freischer, ihre Gesichter immer glühender, ihre Blicke immer feindseliger. Flavia allein bewahrte ihre Ruhe. Es fehlte nicht viel, und die ergrimmtten Roccamerinnen hätten ihre noch feuchte Wäsche vom Boden aufgerafft und damit den Feind attackirt. Sie warteten schließlich das Trocknen ihrer Leinwand gar nicht ab und traten unter dem Hingelächeln der Soldaten den Rückzug an.

Am Abend versammelten sich die erbozten Mädchen mit ihren Spindeln beim Brummen und hielten unter heftigem Geschrei Rath ab, wie sie den schrecklichen Bersaglierei ihren Haß zeigen könnten. In wenigen Tagen sollte ein großer Theil der männlichen Bevölkerung Roccas fecca verlassen, um als Feldarbeiter sich in der römischen Ebene zu verdingen; was sollte dann aus den zurückbleibenden Frauen werden, wenn die Männer fort waren und die Bersaglierei droben auf dem Felde ihr Wesen weiter trieben? Einige forderten: man sollte die Männer zum Schutz der bedrängten Frauen da behalten, wenigstens die Jüngeren dürfte man nicht ziehen lassen.

Da sagte Flavia, die bis dahin geschwiegen hatte: „Wollen wir unsere Männer zu Weibern machen? Wenn wir nöthig haben, uns vor diesen Fremden zu schützen, so können wir das selbst. Unsere Männer müssen in's Römische hinunter, um Geld zu verdienen; denn wovon wollt Ihr sonst zum Winter Flachs kaufen? Wir werden mit denen da oben schon fertig werden!“

Alle riefen durch einander; sie hörten auf zu spinnen und gebrauchten die Hände zum heftigen Gestikuliren. Filomela jammerte, was sie beginnen sollten, wenn die Soldaten Jagd auf die Briganten machten, und es herauskäme, daß dieses Handwerk nicht nur die Leute von Sonnino betriebe? Dann würden auch die Roccamer büßen müssen; dieser Kapitän Massa sei ein wahrer Teufel.

Flavia lachte auf:

„Vor solchem Teufel schlage ich nicht das Kreuz. Laßt sie doch die Briganten jagen. Unter denen sind auch tapferer Männer!“ Und sie sah auf ihre Spindel, als ob diese ein Dolchmesser wäre.

Zuletzt berathschlagten sie, wo sie fortan ihre Wäsche trocknen sollten. Auch diese Frage ward von Flavia entschieden:

„Morgen trage ich meine Wäsche wieder nach dem Feld hinaus. Wer sich fürchtet, mag unten bleiben.“

Das nächste Mal ließen die Soldaten die Mädchen mit ihrem Gefange in Ruhe. Die Letzteren triumphirten. Als sie aber gewahrten, daß die Fremden sich nicht im Mindesten um sie kümmerten, achlos an ihnen vorbeigingen, auch nicht von ferne standen und gärgert oder spottend, oder verlangend herüber schauten, da war ihnen auch das nicht recht, und die Gleichgültigkeit der Bersaglierei erregte ihre Galle. Nur Flavia blieb wiederum gelassen.

Bald darauf brachen die Männer von Rocca auf. Der ganze Ort war in leidenschaftlicher Erregung; Alles lief schreiend durch einander, drängte in die Kirche, versammelte sich auf den Gassen. Nach Mitternacht zogen die Männer fort, von den jammernden Frauen bis in die Ebene hinunter begleitet.

Flavia stand in ihrer Kammer und blickte in der Dunkelheit dem Zuge nach, horchte auf die Stimmen,

die in der Stille der Nacht noch lange zu ihr heraufdrangen, und dachte daran, wie dieser Kapitän Massa heute wieder an ihr vorbeigegangen war, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Grillparzer's Frauengestalten.

Literarische Pauderei von Conrad Alberti.
Mit Abbildungen.

Graz Grillparzer, der bedeutendste Dichter, welchen Oesterreich in der neueren Zeit hervorgebracht hat, war lange, lange Zeit in seinem Vaterlande beinahe eine unbekannte Größe. Seine Theaterstücke wurden sehr wenig gespielt, und zumal in Norddeutschland stand die Deffentlichkeit denselben sehr feind gegenüber. Als er auftrat, hatte Byron von ihm gesagt: „Sein Name klingt schrecklich, aber die Welt wird lernen müssen, ihn anzuspüren.“ Seinen Namen lernte die Welt, aber nicht viel mehr von ihm. Erst in den letzten Jahren ist das anders geworden. Hervorragende Schauspieler wendeten sich mit Vorliebe seinen Werken zu, und treffliche Darstellungen begeisterten das Publikum für ihn. Ein bestimmter Zug der Zeit begünstigte den Erfolg. Während zur Zeit unserer Klassiker auf dem Theater das männliche Element herrschte, männliche Gestalten das Publikum anzogen, gewann später das weibliche die Herrschaft. Solche Stücke errangen die größten Erfolge, in denen Frauengestalten im Vordergrund stehen, in welchen die Schicksale wirklicher Helden entwickelt werden. Der romantische Geist, für den die Frau der interessanteste Charakter ist, siegte auf der Bühne über den germanischen. Sardou mit seiner Dora, Andrea, Fernande, Olette u. s. w. errang die Herrschaft, und im ersten Drama Grillparzer, welcher ganz im Gefolge der Spanier und zum Theil der französischen Klassiker marschirt.

Denn wie kein zweiter deutscher Dramatiker ist Grillparzer der Dichter des Frauenherzens. Er kennt dasselbe bis in seine tiefsten Tiefen, sein feinstes und verwideltstes Getriebe. Goethe fahnte in seinen unsterblichen Gestalten, wie Gretchen, Clärchen, Agathe, das Frauenherz in großartigerem Stil auf, aber Grillparzer zerlegt es beinahe anatomisch. Der dunkelste, verworrenste Ursprung der geheimsten, zartesten Regungen, die verwideltste Zusammenfügung gemischter Gefühle, das unendlich feine Nervenleben der Frau weiß er mit unschbarer Sicherheit darzustellen; er sieht wie ein Astronom das feine, streng gegliederte Einzelwesen, wo das ungeschulte Auge nur unklare, formlose Nebelflecke erblicken kann. Grillparzer hat eine lange Reihe der mannigfaltigsten Frauengestalten geschaffen, Weiber von berauschernder, wilder Leidenschaft, äppig duftende Gentiliosen, und herbe, feuchte, schämige Mädchenknospen, welche oft der Sturm bricht, bevor sie die Sonne noch zur vollen Entfaltung wachgeküßt. Die ganze Tonleiter des weiblichen Herzens wird in seinen Dramen angeklungen, wilder Trog, jungfräuliche Sprödigkeit, glühende Sehnsucht, rasendes Begehren, empörte Wuth, thörichte Treulosigkeit, feuchtes Verlangen, unbewußte Schamheit, flammende Leidenschaft, schamlosloser Hingebung, loderner Haß; so strahlt und färbt es durch seine Dichtungen, getragen von dem melodischen Fluße seiner wohlgebaute Jamben und Trochäen, mit der Beredsamkeit echter Empfindung. Seine Dramen sind ein wahres Lebebuch des weiblichen Herzens, der herrlichen wie der verhängnißvollen Seiten, und er schildert dasselbe in seinen verschiedenen Zuständen mit der Wahrheit und strengen Sachlichkeit, welche den großen Dichter macht. Ihm ist die Frau kein Engel und kein Teufel, wie sie so oft von Schwärmern oder ungerechten Weiberhassern dargestellt wird; sie ist ihm ein menschliches, irdisches Wesen, so gut wie der Mann, mit allen Vorzügen und allen Schwächen, welche die menschliche Natur nun einmal bedingt und von dem Manne dadurch unterschieden, daß ihre Entschlüsse und Thaten nicht wie bei jenem hauptsächlich aus dem Verstande und der Lebenserfahrung entspringen, sondern unmittelbar aus dem Temperament. Grillparzer läßt seine Frauen nicht vernünfteln, klügeln, berechnen, über sich selbst und die Welt philosophiren: er läßt sie einfach lieben, leiden, hassen, dulden, klagen, fürchten, hoffen aus vollem Herzen, aus dem Eindrucke des Augenblickes auf ihr empfindliches Gemüth. Ist die Frau daher natürlicher, unmittelbarer, unbewußter handelnd als der Mann, so ist sie auf der anderen Seite dafür auch einseitiger. Sie kennt bei Grillparzer nur Eines, um das sich ihr ganzes Leben dreht, ihr inneres und ihr äußeres: das ist das Herz, die Liebe.

Um freilich Grillparzer's poetische Gestalten ganz zu verstehen, sowohl die männlichen, als noch mehr die weiblichen, darf man nie die Atmosphäre vergessen, in der Grillparzer lebte, noch den Charakter, den ihm die Natur verlieh. Grillparzer's Frauen leben nur für ihre Männer, und diese selbst sind Alle lauter idealisirte, auf einen Kothurn gestellte Grillparzer's. Der Dichter war in seinem bürgerlichen Berufe ein kleiner Beamter, für den der Flug in das romantische Land, in das Alterthum, das Mittelalter, des Abends eine Erlösung war, eine Erquickung nach den trockenen, kleinsten Alltags-Angelegenheiten, dem Astenstaub, den erbärmlichen Wichtigkeiten, welche der maschinenmäßige Bureau-Dienst zu ungeheuren Wichtigkeiten aufbauschte, die mit Strömen Tinte begossen werden mußten. Nur im fernen, märchenhaften Lande konnte er sich wohl fühlen, weil seine Umgebung seiner großen Seele keine Anregung, keinen Genuß bot. Er lebte in Wien, unter dem Drucke der damals strengen Regierung, welche jede Einmischung in Politik und staatliches Leben unerlaubt verfolgte. Wissenschaft und Cultur standen still. Es gab nichts, was ein freies, leidenschaftliches Herz hätte anregen dürfen oder können. Dazu dachte man sich den Charakter der Bewohner, leichtlebige, gemüthliche Phäaken, die mit den Aufregungen des Lebens im großen Stile, dem Jank der Könige gern so wenig als möglich zu thun haben und ihre Behaglichkeit über Alles lieben. Die Welt des Herzens war für diese Zeit die einzig interessante, für alles Andere fehlte der Sinn. Erleben, Gewahren, Verweigen der Liebe, — diese Sorgen füllten alle edleren Regungen jener Menschen aus; es sind daher auch die einzigen Triebfedern, welche die Welt Grillparzer's in Bewegung setzen und halten. Man lebt nur, um glücklich oder unglücklich zu lieben. Nur einmal, in „König Ottokars Glück und Ende“, siegt die Politik über die Liebe.

In den meisten seiner männlichen Gestalten hat Grillparzer sich selbst gezeichnet. Er ist Jason, er ist Phaon. Er hatte

ein leicht entzündbares Herz, es loderte schnell auf und erkaltete ebenso schnell. Treue, Beständigkeit waren keine Sache nicht. So war seine Natur, er konnte nicht dafür, nicht da wider, mit anerkennenswerther Ehrlichkeit gesteht er seine Schwäche selbst ein.

„Von dem Augenblicke an,“ sagt er selbst in seinem Tagebuche, „als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umriffe passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ich auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderstehlich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern die Rolle des Berrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein, was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht.“ Er schuf sich ein Ideal von einer Frau, seine leicht entflammte Phantasie glaubte er häufig verwirklicht zu sehen, er liebte glühend, — da paßte ein kleiner Zug nicht mehr in das Bild, und seine Leidenschaft war so schnell geschwunden wie gekommen. Am getreuesten hat Grillparzer sich selbst wohl in der „Jüdin von Toledo“ als König Alfons gezeichnet, der plötzlich sich wie rasend in die schöne Jüdin verliebt, über seiner Leidenschaft Krieg, Regierung, Land, Geseze, Weib vergißt, und als das schöne Mädchen, von den Großen des Reiches getödtet, als Leiche entsetzt vor ihm liegt, sich von dem Anblick schauernd abwendet und die einst heiß Geliebte verleugnet, — diese Mischung von unbegreiflicher Leidenschaft und Schwäche ist der Dichter selbst, diese Wandlungen hat er selbst fast bis auf's Haar durchlebt in seinen Beziehungen zu einer Frau v. P. in Wien, in deren Armen er längere Zeit schmachtete, glücklich erhört, und sich von ihr abwandte, als eine Krankheit sie niederwarf und ihrer Züge Reiz schwächte. Grillparzer war fähig, seine angebetete Katharina Fröhlich bis auf's Aeußerste zu martern, ja seelisch und physisch zu Grunde zu richten, nur um genau den Gang der Veränderungen zu beobachten, die sein grausames Verhalten hervorrief. Einem Manne von solchem Gemüth gegenüber, der mit vielen körperlichen Gaben und allen Vorzügen des Geistes und Talenten ausgestattet ist, denke man sich nun die harmlosen, lebensfrohen, den Genuß über Alles liebenden, weich anschmiegenden, naiven und doch nicht selten feuch zurückhaltenden Wienerinnen, deren höchster Ehrgeiz ist, dem Manne zu gefallen, die noch nichts wissen von der herben Lehre der weiblichen Emancipation, dem modernen Ringen der Frau, dem Manne in beruflichen und geistigen Dingen gewachsen zu sein, deren höchstes Glück und höchster Stolz die Liebe des Mannes ist und die Hingabe an denselben, deren höchster Triumph der beneidete Besitz eines schönen Gatten ist, — und man wird den richtigen Maßstab für das Verhältniß Grillparzer's und seiner Dichtungen gewinnen, man wird sie begreifen in ihrer Einseitigkeit, in der sich doch eine solche bedrückende Mannigfaltigkeit der Temperamente, der Eismengen, der Schicksale entwickelt.

Wir werden sie nun ganz verstehen, jene entzückende Reihe jugendlicher Gestalten, welche im unberührten Weiß der Unschuldslüthe prangen, unfließen von dem unbestimmten, unfassbaren Duft der fast noch kindlichen Einsamkeit und Annuit, welche doch den Mann, und meist gerade den erfahrenen und gereisten, so in Aufruhr zu versetzen und zu Thaten höchster Leidenschaft fortzureißen weiß. Wie der Dichter die Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Frauennaturen besonders liebt, so stellt er diesen sich schon und furchsam, mit den feuchsten Blicken des Neches anschmiegenden Ephen-Naturen, die ihr ganzes Sein aus der Kraft des geliebten Mannes saugen, gegen mächtige, von Leidenschaft durchzitterte Niesfrauen entgegen, die unfähig, die eigenen Triebe zu bemeistern, den Geliebten und sich und oft noch Viele mit ihm in's Verderben stürzen.

Welche liebliche drei Weichen sind Melitta, Kreuja und Mirza!

Sappho, Melitta's Herrin, kehrt als Griechenlands größte Dichterin sieggetrönt heim, an der Seite den jüngeren, schönen Freund. Vom ersten Blicke an weicht sein Bild nicht aus Melitta's Herzen, aber schweigend unterdrückt sie ihre Neigung, denn lieber wollte sie sterben, als den Jörn ihrer gütigen Herrin verschulden. Von der Tiefe ihrer Liebe hat sie selbst, die von Amors Pfeil bis dahin noch Unberührte, noch keine Vorstellung. Aber als der angeborene weibliche Scharfblick Sappho das Geheimniß enthüllt, als deren Jörn hervorbricht und sie in der Eiferucht ihr das kleine Andenken, die Rose, formnehmen will, welche Phaon ihr gegeben, da bricht die Gewalt ihrer Empfindung zum ersten Male unaufhaltsam durch, da fühlt sie, wie theuer er ihr ist, und mit ihrem Leben will sie die Wunde vertheidigen. Doch immer ist sie Sanftmuth und Gehorsam, und als die Herrin sie fortzuschicken, von Phaon trennen will, kommt kein Fluch, keine Weigerung über ihre Lippen. Sie kämpft den schweren Kampf zwischen Gehorsam und Liebe. Doch umsonst! So ganz geht sie in Phaon auf, so sehr fühlt sie sich eines Weisens mit ihm, ein Theil von ihm, daß sie ohne ein Wort des Sträubens ihm folgt, als er sie zur Flucht auffordert, obgleich sie das Unrecht fühlt, ihre gütige Herrin zu hintergehen. Der Plan wird entdeckt, die Flüchtigen werden eingeholt, sie bittet die Herrin um Vergebung, und Thränen strömen über ihre Wangen, da diese sie von sich löst. So schwankt sie unaufhörlich zwischen zwei Gefühlen, wie ein zartes Rohr im Sturm, und die reizvolle Schwäche, welche die Folge einer Charakter-Halbheit, welche sich nicht zur Höhe des Babelwortes aufschwingen kann, daß das Weib Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen soll.

Eine Herzensverwandte Melitta's ist Kreuja, die holbe Tochter des Königs von Korinth, licht und heiter wie der junge Morgen. Sie ist die Jugenbegleiterin Jason's, sie hat ihn in seiner Abwesenheit vertheidigt gegen die abscheulichen Gerüchte, die man daheim über ihn verbreitet, als er die Ausländerin, die Barbarin, geheirathet. Und als nun die düstere, vergrämte Frau, Medea, selbst erscheint, entsezt sie sich nicht, wie Alle, vor ihrer Wildheit, sie hat keine Furcht vor den Zaubereien, deren man Jene beschuldigt, sie führt sie selbst wie eine Freundin hinein in die Stadt. Voll des innigsten Mitleides für Jason's unglückliche Ehe, den sie liebt, dessen häuslichen Frieden sie aber nicht noch mehr beunruhigen, sondern fördern will, lehrt sie Jene selbst Feuer spielen, um Jason's Unruhe zu besänftigen. Und da Medea als Zauberin verbannt werden soll, schrecken sie nicht die Flüche, die Jene heraufbeschwört, sondern nur der Gedanke, daß man der Verurtheilten vielleicht Unrecht thue, denn sie glaubt nicht, daß irgend eine Macht dem schaden könnte, der stets nur recht handelt.

Ähnlicher Art erscheint Mirza im „Traum ein Leben“ obwohl sie der Dichter nur in Umrissen gezeichnet hat. Sie,



Charlotte Wolter als „Sappho“.

die zurückhaltende, lebenswürdige Tochter des Landmannes, hat ihr Herz dem wilden Jäger Raimund hingegeben, dessen Heldenthaten und Ehrgeiz sie gleichzeitig begeistert und tödtlich erschreckt, zu dem sie mit leuchtenden Augen aufblickt, und vor dessen Wildheit sie bangt und zittert. Sie preist ihm das Glück behaglichen, bescheidenen Daseins, das nur ihre Liebe herrlich und leuchtend macht, sie ist unglücklich, daß ihr Leben und Wahren den Geliebten nicht von seinen trotigen, waghalsigen Plänen abhalten kann. Wie jubelt sie auf, als ein wilder, fürchterlicher Traum Raimunds Gluth endlich besänftigt und seine Leidenschaft bricht! Nun zieht er nicht hinaus auf Abenteuer, nun bleibt er an ihrer Seite, und sie werden so glücklich sein!

Als eine verwandte Natur Mirza's erscheint Melusine, die märchenhafte Brunnenfee, deren Schicksale und Empfindungen der Dichter unserem Herzen menschlich so nahe zu rücken weiß. Im Traume zeigt sie, die nach Menschenliebe sich sehnt, sich dem Auserwählten, dem Grafen Raimund, bei einer Jagd. Er verläßt seine Braut, er folgt der unsagbar herrlichen Erscheinung in den Feenpalast, und Beide erleben herrliche, glückliche Tage. Doch das Uebermaß des Glückes beunruhigt ihn, sein Wille sträubt sich dagegen, er sehnt sich hinaus, nach Aufregung, Thätigkeit, Abwechslung, und sie entläßt ihn am siebenten Tage, an dem sie, dem Geheße der Feen nach, in ihr Element zurücktauchen und die halbthierische Gestalt annehmen muß. Nach oben zurückgekehrt, wird Raimund gewarnt, der häßliche Verdacht gewinnt Macht über ihn, sie, von der er so viel Gutes genossen, sei eine arge Dämonin und wolle sein Verderben. Er will sie sehen, er bricht seinen Eidswur, ihr an dem fatalen Tage fern zu bleiben, er schaut den Fischschweif und empört flucht er der Teufelin. Doch sie hat einmal menschliche, er Geister-Liebe gekostet, Beide können nicht von einander lassen. An der Seite seiner jungen, gräßlichen Braut fühlt Raimund sich unglücklich, er sehnt sich nach anderen Reizen, ihn bindet der Ring Melusines an seinem Finger unlöslich an die Verlorene. Er will sich frei machen von dieser drückenden Last; er wirft den Ring von sich, — umsonst, Melusine holt ihn sich zurück mitten aus der Schar der entsetzten Hochzeitsgäste und zieht ihn nach sich in ihr Reich, unwiderstehlich. Wer einmal die höhere Seligkeit überirdischer Liebe genossen, ist ihr verfallen mit Seele und Leib.

Diese Gestalten führt Grillparzer uns in ihrer keuschen Mädchenblüthe vor, da der Liebe erster Strahl ihre Herzen trifft. Wie ein solcher Charakter sich in der Ehe verhält, den zahlreichen Conflicten gegenüber, in welche diese ein empfindendes Frauenherz führen kann, zeigt der Dichter uns in der Gestalt Frey's in „Ein treuer Diener seines Herrn“. Dieses Stück ist die dramatische Verherrlichung der Treue. Frey's Gemahl ist weit älter als sie, nicht schön; doch nichts in der Welt könnte sie bewegen, ihm die Treue zu brechen, und entriistet weist sie die Nachstellungen des wüsten Prinzen von Meran zurück. Sie ehrt und liebt den Greis an ihrer Seite, denn sie kennt seinen Werth, seinen Gelseninn, seine Klugheit, seine zärtliche Fürsorge für sie. Sie haßt nicht nur den Frebler, der sie zum Verbrechen verführen möchte, sie verabscheut und verachtet ihn, und als er, auf seine Verwandtschaft mit dem Königsstamme pochend, sie mit Gewalt zu entführen droht und ihr Gatte seinem Eide gemäß bis zur Rückkehr des Königs dem Uebelthäter nicht wehren kann, stößt sie, um ihre Tugend zu bewahren, sich lieber selbst den Dolch in's Herz und stirbt rein, wie sie rein gelebt hat.

Denn auch in der zartesten Frau, in der scheinbar durchsichtigsten und ruhigsten Mädchenseele ist ein Vulkan verborgen, eine unabhärbare Fülle der machtvollsten Leidenschaft, welche gleich einem Lavaströme zum Ausbruche kommt, wenn die Liebe die Seele berührt und sich dieser Hindernisse entgegenstellt. Die züchtige, zarte Jungfrau wird zur Heldin, zur Amazone, um diese zu beseitigen, und alle Feindschaft der Welt, aller Jörn des Schicksals, welche die Liebenden trennen wollen, werden sie nur fester und unlöslicher an einander ketten. Die scheinbar leidenschaftlichsten Seelen sind nicht die standhaftesten, sie gerathen leicht in Flammen, doch ihre Liebe verwandelt sich auch bisweilen schnell in Abneigung, Haß; eine Enttäuschung seitens des Geliebten macht sie zu dessen Feindinnen. Anders eine von Hans aus zurückhaltende, aber innerlich nur um so tiefere Natur, wie Bertha in der „Anstalt“. Ihr ganzes Leben hat sie nur auf dem düstren Schlosse ihrer Väter verbracht, wo der Schrecken und die Furcht wohnen und das erregte Auge jeden Augenblick leibhaftige Gespenster schaut, wo die Geschichte von den entsetzlichen Thaten berichtet. Durch diese hohen, öden, finsternen Zimmer huscht sie wie ein Sonnenstrahl. Sie glaubt in ihrer Weltenerfahrung nicht, daß es treulose Menschen gäbe. Ihr ganzes Wesen

ist Liebe und Erbarmen. Sie bittet selbst für die verfolgten Mordbrenner um Mitleid, und als sie erfährt, daß ihr innig geliebter Jaromir der Anführer dieser Mordbrenner ist, bricht sie nicht unter dieser Kunde zusammen, wendet sich nicht empört von ihm ab, sondern giebt ihrem Herzen Recht, hält treu zu Jaromir, will mit ihm fliehen und helfen, ihn wieder zum guten Menschen zu machen. Erst als der zweite Schlag getroffen, Jaromir sich als ihr eigener Bruder enthüllt, der, ohne es wollen, seinen und ihren Vater erschlagen, brechen ihre Hoffnungen zusammen, und an der Welt verzweifend, greift sie zum Gift.

Zu seiner Hero („des Meeres und der Liebe Wellen“) hat uns Grillparzer eine seiner herrlichsten Frauengestalten geschaffen. Griechisch freilich ist an dieser Hero nichts als der Name und das Gewand: im Uebrigen ist sie die edelste Wienerin, die man sich denken kann. All ihr Denken und Handeln verläßt, daß ihre Wiege an der schönen blauen Donau gestanden, und ihre Füßchen, kaum daß sie treten konnten, sich im Tacte eines Lanner'schen Walzers bewegten. Ihre Mutter möchte sie gern an einen braven und fleißigen Mann verheirathet sehen, sie aber, welche die Liebe noch nicht kennt, macht sich nichts aus der Ehe und legt als Priesterin der Aphrodite zu Sextos das Gelübde der Jungfräulichkeit ab, — auf Deutsch: sie geht in's Kloster. Auch ihres Wesens Grundzug ist Mitleid, woraus, wie bei fast allen Frauen Grillparzer's, die Liebe erwächst. Sie tobt schelmisch mit dem armen Töbchen, das sich in den Hain versorgen, und rettet es. Sie weist Leander streng ab, als er wagt, ihr, der Priesterin, zu nahen; erst als er sich krank stellt, naht sie ihm. Sein Muth, seine Kühnheit gefallen ihr: er durchschwimmt, um zu ihr zu gelangen, das wilde Meer und klettert den steilen Thurm hinauf. Welches Mädchen fühlte nicht Stolz und Neigung für den, der solches wagte, um zu ihr zu gelangen? Sie sieht, wie die Leidenschaft in ihm glüht, ihn packt und niederwirft; das Mitleid mit dem armen Jungen erfüllt sie und treibt sie in seine Arme. Und nun, da sie sein, lebt sie nur noch ihm. Sie zittert und bangt, ob er auch ja kommen werde, ihr ist, als sei ein Theil ihrer selbst in der Ferne, und sie möchte warten, daß er wieder zu ihr zurückkehre. Und da er ihr für ewig entzissen ist, da sie ihn nie mehr besitzen wird, kann sie dieses unvollständige, halbe Dasein nicht mehr leben und bricht todt an des Freundes Leiche zusammen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Müssen sie heirathen?

Von Julius Weil.

Alle Mütter haben den Wunsch, ihre Töchter verheirathet zu sehen; nur wollen es nicht Alle eingestehen. Viele glauben, sie verriethen ein tiefes Familiengeheimniß, wenn sie es ansprächen; aber in diesem Punkte läßt sich die Welt nicht täuschen, dessen bin ich ganz sicher.

Ich für meine Person will nun offen bekennen, daß ich keinen schmelzerischen Wunsch hegte, als den, meine Ella an der Seite eines Mannes nach ihrem, — oder vielmehr (um an Aufrichtigkeit nichts schuldig zu bleiben) nach meinem Herzen glücklich zu sehen. Ich weiß nicht mehr, wann die Sehnsucht zuerst anfang, eine bestimmte Gestalt anzunehmen, doch muß es wohl sehr frühzeitig geschehen sein. Denn ich erinnere mich noch genau einer schlaflosen Nacht, in der mich plötzlich der Gedanke an Ella's Zukunft wie eine schwere Sorge überfiel. Es war Tags zuvor viel von der Verlobung eines schönen, jungen Mädchens die Rede gewesen, die unter sehr erschwerenden Umständen rückgängig gemacht worden war, und wir Frauen waren darüber in große Aufregung gerathen. Nun arbeiteten diese Eindrücke in meinem sinnenden Gemüthe fort und lenkten meine Gedanken unmerklich zu meinem eigenen Kinde hin. Ich stellte mir vor, von welchen Zufälligkeiten das Schicksal der Mädchen abhängen, wie anspruchsvoll in heutigen Tagen die Männer seien, und wie schwer es Ellen gemacht werde, die rechte Wahl zu treffen. Und während mir diese Erwägungen durch den Kopf zogen, mußte ich unwillkürlich aufsteigen: Arme Ella! welches Los wird Dir zufallen? wird das bescheidene Haus deiner Eltern die Freier anziehen? werden sie dich unter den bevorzugten Genossinnen herausfinden?

Mancher wird mich belächeln, wenn ich jetzt hinzufüge, daß meine Ella damals eben die Schule verlassen hatte, also anscheinend noch himmelweit von ihrem Hochzeitstage entfernt war. Aber zärtliche Mütter werden meine sorgenden Gedanken begreifen. Die Jugend der Mädchen ist ein schnelles Erblühen. Eben sahen wir noch ein Kind mit langen Zöpfen und kurzen Kleidern vor uns, und schon ist dieses Kind eine stattliche, begehrtenwerthe junge Dame geworden. Wenn meine Senfzer in jenen wachen Stunden vielleicht ein wenig verträut sein mochten, bald waren sie es nicht mehr; denn, ehe wir's uns noch recht klar gemacht hatten, stand unsere kleine Ella als ein schlankes und, — wird man einer Mutter diese Eitelkeit verzeihen? — bildhübsches Fräulein an der Schwelle ihres neunzehnten Lebensjahres. Jetzt freilich war es mit einem Male Ernst geworden, und ich brauche nicht zu fürchten, daß mich irgend Jemand tadeln wird, wenn ich damals nicht ohne Herzklopfen in die Zukunft blickte.

Ach, sie wollte mir durchaus nicht in einem rosigen Lichte erscheinen! Oft überraschte ich mich dabei, wie mein Auge mit forschender Besorgniß auf Ella's liebem Gesichte ruhte. Ja, sie war ein anmuthiges Mädchen, und wer sie kennen lernte, mußte sie lieb gewinnen. Aber würde sich die Gelegenheit dazu finden? Unser Kreis war ein engezogener, und unser Haus bot nicht jene lebhaftige Geselligkeit, in der die Menschen schnell einander nahtreten. Und noch ein Anderes kam hinzu, um meine Sorge zu vermehren: ich hatte Niemanden, dem ich mich anvertrauen, von dem ich mir Rath's erholen konnte. Vor Allem fand ich bei meinem gestrengen Cheherrn eher

Widerstand, als Unterstützung. Er wollte von dem, was mir so wichtig, so bedeutungsvoll für die ganze Zukunft erschien, nichts hören.

„Ich bin grundsätzlich dagegen, die Vorsehung zu spielen,“ sagte er. (Männer handeln bekanntlich immer nur nach Grundsätzen, während wir Frauen uns von Launen, Grillen und augenblicklichen Stimmungen leiten lassen!) Als ich mein Thema leise vor ihm anklingen ließ, sah er mich wie aus den Wolken gefallen an und fragte kopfschüttelnd:

„Ella heirathen? Unsere Ella? Aber, Liebste, sie ist ja noch ein Kind.“

„Ein neunzehnjähriges Mädchen ist kein Kind mehr, mein Freund.“

„Daß Ihr Frauen doch immer Pläne schmieden und der Zukunft vorgreifen wollt! Muß denn durchaus geheirathet sein? Müssen Mädchen heirathen?“

„Wenn der Rechte kommt, müssen sie es allerdings.“

„Ja, wenn der Rechte kommt! das ist es ja eben. Wenn er nun aber nicht kommt, oder nicht erkannt, oder nicht begehrt wird — was dann? Das Ganze, glaube mir, ist Glücksfrage, und wir sollten Alles eher thun, als corrigere la fortune.“

„Ich weiß, was Du sagen willst,“ schnitt er meine Einwendung ab. „Gelegenheiten, — Vorbereitungen, — Prüfung, — Weltkenntniß, — Alles ganz schön! Aber mein Grundsatz ist (wieder ein Grundsatz!): den Dingen ihren Lauf lassen und die Mädchen so erziehen, daß sie auch ohne Heirath eine ehrenvolle Stellung in der Welt finden können.“

Und damit ging mein hoher Gemahl, in dem stolzen Bewußtsein, etwas Bedeutendes gesagt und meine thörichten Befürchtungen glänzend widerlegt zu haben. So sprach ein Vater, — Vater eines neunzehnjährigen, lebenswürdigen Mädchens! Den Dingen ihren Lauf lassen und die Hände in den Schoß legen, bis ein herrlicher Freier komme und ihn um die gnädige Erlaubniß bitten würde, unsere Ella heimzuführen!

Allein, was konnte ich gegen so erhabene und so felsenfeste Grundsätze anrichten? Ich mußte mich begnügen, die Augen offen zu halten. Für's Erste war nichts zu verlieren; denn wir befanden uns am Frühjahrsausgange und rüsteten uns, in eine nahe Sommerfrische zu gehen, wo wir mit unserem Sohne, dem frischgebadenen Doctor, und einigen seiner Studienfreunde zusammentreffen wollten. Aber im Winter, wenn die Saison der Feste und Tanz-Kränzchen und aller jener fröhlichen Veranstaltungen eröffnet werden würde, welche für zwanglose Annäherungen erfunden zu sein scheinen, — im Winter wollte ich den Sturm von Neuem versuchen, und dann würde ich mich nicht so leicht in die Flucht schlagen lassen wie jetzt. Und der Winter kam, und wiederum wurde mein Sturm abgeschlagen. Diesmal begann mein Gatte seine Weisheit in anderer Tonart vorzutragen.

„Gut,“ entgegnete er auf meinen Vorschlag, unserem Verkehr, Ella zuliebe, eine größere Ausdehnung zu geben, „gut, denken wir einmal darüber nach, welchen von allen jungen Männern unseres Standes wir wohl für unsere Tochter auszuwählen könnten! Da wären zunächst die Juristen, — können wir daran denken, einen Juristen zu wählen, der in zehn bis zwölf Jahren die Aussicht erlangt, in etwa der Hälfte dieser Zeit eine Stelle zu bekommen? Nein, bei der schrecklichen Ueberfüllung dieses an sich ja höchst ehrenvollen Berufes ist ein Jurist ausgeschlossen! . . . Oder sollen wir unser Augenmerk auf einen Arzt richten? Möchtest Du einen Mann zum Schwiegerjohn, liebes Kind, der Tag und Nacht in der Gefahr schwebt, ein Opfer seines Berufes zu werden, der niemals Herr seiner Zeit, nie seiner Gattin, seinen Kindern, sondern



Clara Meyer als „Hero“.



Der erste Reitversuch. Von L. Scalfai. — Siehe Seite 63.

immer nur dem Publicum, — und welchem Publicum! — angehört? . . . Oder dürfen wir unter den gegenwärtigen, — kritischen ist wohl nicht zu viel gesagt, — gewitterstürmischen Zeiten einen Kaufmann in Betracht ziehen, dessen ganze Existenz eine einzige politische Katastrophe erschüttern, ja vernichten, der, heute glänzend und hochgeachtet dastehend, morgen ein Bettler sein kann, dem Niemand für einen Pfennig Credit gewähren mag? . . . Oder . . .

„Genug!“ rief ich. „Mir schaudert, wenn ich höre, welchem schrecklichen Schicksal wir unsere Ella überliefern würden, wenn wir gestatteten, daß sie sich verheirathe! Schicken wir sie in ein Kloster! Nicht wahr, das ist doch Deine Absicht?“

„Aber durchaus nicht, liebes Kind! Ich wollte Dir nur zeigen, welche ungeheure Verantwortlichkeit wir auf uns laden würden, wollten wir dem Herzen unserer Tochter gleichsam den Weg weisen und unsererseits thun, was lediglich ihre Sache ist. Ein einziger Irrthum . . .“

„Ich kenne ja Deine Grundsätze,“ unterbrach ich ihn . . . „Also nach Deiner Meinung giebt es überhaupt keinen Beruf, aus dem das Heil für unsere Ella kommen könnte? Da wäre es vielleicht am besten, sie wählte einen völlig Berufslosen, — solche soll es auch geben.“

„Gewiß,“ entgegnete mein Gatte herablassend. „Aber es giebt wohl einen Beruf, von dem ich wünsche, — wenn man überhaupt einen derartigen Wunsch aussprechen darf, — daß ihm Ella Auserwählter angehören möchte.“

„Ich bin begierig,“ jagte ich.

„Der Gelehrtenberuf.“

„Ach, ein Professor muß es sein!“

„Ein Privatdocent genügt.“

„Vielleicht auch Reserve-Offizier!“

„Wäre nicht übel.“

„Aus angehender Familie . . .“

„Gewiß!“

„Vermögen, schöne Erscheinung . . .“

„Wenigstens männlich, so etwa wie unser Junge, nur etwas ernster, gereifter.“

„Eder Charakter, — nicht zu vergessen,“ fiel ich ironisch ein. „Bei solchen bescheidenen Ansprüchen wundert es mich allerdings nicht, daß Du jeden Schritt von unserer Seite verschmäht! . . . Ich verstehe es wohl, wenn sich ein junges Mädchen das Idealbild eines Mannes ausmalt, dem dereinst ihr Erwählter gleichen solle, aber daß ein Vater für seine Tochter sich eine solche Phantasiestalt schafft, der zuliebe er die Anforderungen der Wirklichkeit, ja selbst das vergißt, was ihm seine Pflicht als Vater gebietet, — das kann ich nicht verstehen!“

„Aber, liebes Kind, ist nicht der beste, der vollkommenste Mann für unsere Ella gerade gut genug?“

„Ella ist keine Märchenprinzessin, die ihres Prinzen harret, und wir leben nicht mehr in der Märchenzeit, sondern im neunzehnten Jahrhundert . . .“

„Aber Wunder geschehen auch heute noch! . . .“

Der Eintritt unserer Tochter unterbrach dieses Zwiegespräch. Als wir plötzlich verstummten und uns nach ihr umwandten, erröthete sie heftig und suchte nach einigen verlegenen Worten sofort aus unseren Augen zu kommen.

„Was ist dem Kinde?“ fragte ich, nachdem sie gegangen. Mein Gatte zuckte die Achseln.

„Vielleicht ahnt sie,“ entgegnete er, „daß wir uns ihrer wegen eine Schlichtung liefern, die wir jetzt durch einen für beide Theile ehrenvollen Frieden beenden wollen: ich erkläre mich für belagert, bleibe aber bei meiner Ansicht stehen! Einverstanden?“

Das verstehen die Männer unter einem ehrenvollen Frieden! Nun, ich bin keine kriegerische Natur; ich tröstete mich mit der Hoffnung, meiner guten Sache durch faule Ueberredung doch noch zum Siege zu verhelfen.

Aber das auffällige Erröthen meiner Tochter beunruhigte mich. Sollte sie wirklich geahnt haben, worüber wir verhandelt? Nein, es war undenkbar. Ich, ihre Mutter, die jede Regung ihres Herzens kannte, ich wußte, daß dieses Herz ahnungslos und unbewegt wie das eines Kindes war. Und dennoch, — woher ihre irdische Verlegenheit, ihr hastiges Verschwinden? Die Auflösung dieses Räthfels sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Eines Tages kommt meine Ella athemlos mit glühenden Wangen zu mir in's Zimmer, wirft sich, ehe ich noch zu Worte kommen kann, an meine Brust und stammelt in höchster Aufregung:

„Ach Mama! . . . liebste Mama!“

„Um des Himmels Willen, Kind!“ rufe ich. „Was ist Dir?“

Und wieder nur ein heujendes: „Liebe Mama!“ Und dann endlich auf meine unaufhörlichen Fragen die hastigen Worte:

„Ach, Mama, jetzt eben ist er bei Papa!“

Und fort ist sie. Ich stehe eine Zeit lang wie vom Donner gerührt. Dann eile ich vor das Zimmer meines Gatten, aus dem, der Laufenden nicht verständlich, sprechende Stimmen dringen, laufe wieder in mein Zimmer zurück, rufe nach Ella, ringe die Hände, — kurzum, benehme mich wie Jemand, den ein plötzliches Ereigniß vollständig um die Ueberlegung gebracht hat.

Endlich öffnet sich die Thür und mein Gatte erscheint, würdevoll und gefaßt wie immer, nur merkwürdig strahlend.

„Rudolf!“ rufe ich, auf ihn zuströmend. „Was ist geschehen? Wer war bei Dir?“

„Ich glaube, Mama, es hat Jemand um die Hand unserer Ella angehalten.“

„Du glaubst? Aber wer? wer?“

„Nun, er hat mich um die Erlaubniß, unser Kind glücklich machen zu dürfen. Wenn dies eine Werbung ist . . .“

„Aber wer? So rede doch nur!“

„Ich habe ja noch nicht aufgehört, zu reden, liebes Kind! Wer es ist? Nun, ein junger Mann zwischen dreißig und fünf- unddreißig Jahren.“

„Ja doch, aber wie heißt er?“

„Etwa die Figur und Erscheinung unseres Jungen, nur ernster und gereifter, Ritter des eisernen Kreuzes, von Beruf Historiker, Docent an der Universität, aus angesehenen Familie . . .“

„Du scheinst Deinen Spott mit mir zu treiben, Rudolf!“ rufe ich jetzt voller Entrüstung. „Du schilderst mir zum zweiten Male Dein berühmtes Ideal von einem Schwiegerohne. Ich bin aber nicht in der Stimmung, zu scherzen!“

„Ich scherze auch nicht, liebes Kind, spreche vielmehr von dem jungen Manne, der soeben von mir die Hand unserer Tochter begehrt hat und dessen Namen Du mich bisher durch Deine Zwischenrufe auszusprechen verhindert hast.“

„Nun also, endlich . . .!“

„Doctor Pape.“

„Der Freund unseres Karl?“

„Ganz recht, mit dem wir in der Sommerfrische zusammen waren, wo sich denn auch durch die Gunst eines zwanglosen Verkehrs das heutige Ereigniß vorbereitet hat.“

„Und Du hastest keine Ahnung davon, Rudolf?“

„Offen gestanden: ja! Ich sowohl wie Karl, dem sich Doctor Pape anvertraut hat.“

„Und Ihr sagtet mir nichts davon? D . . .“

„Ich hatte es dem Jungen ausdrücklich verboten, Mama. Ich wollte Dich nicht noch mehr beunruhigen, als Du über die Zukunft Elsas ohnehin schon warst.“

„Also daher Dein Ideal? Und daher Deine sophistischen Einwendungen gegen meine Pläne! O Du Heuchler!“

„Das sind wir Männer ja alle, Mamachen! Trotzdem wage ich zu bitten: verzeih!“

„Komm her, Du Böser! Zur Strafe sollst Du mich küssen!“

Nachdruck verboten.

Die Pflege der Hände.

Von Dr. med. Fr. Dornblüth.

Nicht Wenige unserer verehrten Leserinnen mögen mit einem Senzler der Entfaltung ihre fleißigen, die Spuren mannigfaltigster Arbeit zeigenden Hände betrachten und mit Bedauern der Zeit gedenken, wo auch diese zierlich und wohlgepflegt des Beifalles sicher waren; Manche mögen auch mit berechtigtem Stolz auf diese Zeugen ihrer Thätigkeit hinblicken und uns allein das Bedauern überlassen, daß die Schönheit vergehen mußte. Aber mußte es wirklich so sein? Hätten nicht viele, vielleicht die meisten jener Folgen und Zeugen der Thätigkeit vermieden oder wieder ausgeglichen werden können, um den Händen ihre Zartheit und Geschmeidigkeit, ihre anmuthige Form und Farbe zu erhalten?

Dies ist nicht nur in der That der Fall, sondern Vieles läßt sich auch noch nachträglich wieder gut machen, ohne daß die fleißigen Hände zur Unthätigkeit oder zur Anwendung besonderer Schönheitsmittel verurtheilt zu werden brauchen. Unsere Mittel kommen überdies nicht der Schönheit allein zu Gute, sondern sind im Stande, mancherlei Unannehmlichkeiten, Zeitverluste und Kosten zu sparen.

Was nämlich die Hände schädigt und entstellt, ist meistens weniger die geleistete Arbeit an sich, als vielmehr die nicht genügend entwickelte oder durch Unachtsamkeit verminderte Widerstandskraft der Haut. Sehen wir doch nicht selten Hände, die trotz mannigfaltiger Arbeit, trotz wenig Schonung und Pflege ihre Zartheit und Geschmeidigkeit, ihre Form und Farbe bewahren und selbst in höherem Alter den Vergleich mit jugendlichen Genossinnen nicht zu scheuen brauchen, während andere trotz Schonung und Pflege die Spuren der Jahre nicht verzeihen können.

Die Haut der Hände und Finger soll glatt, weich und geschmeidig sein, elastisch die Formen umspannen und durch zarte Fleischfarbe sowie durch einen rosigen Schimmer der Nügel ihre Blutfülle und gute Ernährung zu erkennen geben. Zu diesem Zwecke muß sie eine gute Unterlage kräftig entwickelter Muskeln und eines mäßig entwickelten Fettzellgewebes besitzen, wodurch die Lücken und Vertiefungen der Knochen und Sehnen ausgefüllt, geglättet und gerundet werden, und diese Unterlage kann sich nur bilden und erhalten durch rasche Strömung eines ernährungskräftigen, gesunden Blutes. Letzteres zu schaffen und zu erhalten, ist Aufgabe und Zweck der allgemeinen Körperpflege, mit der in früher Jugend begonnen und niemals innegehalten werden sollte. Wie aber die Blutbildung und Blutbewegung im Allgemeinen, so wird sie ganz besonders in den Händen gefördert durch angemessene Körperübung, durch Bewegung im Freien, Spielen, Schlittschuhlaufen u. dgl. m., durch Baden, Schwimmen und Turnen, namentlich durch die beim Mädchenturnen üblichen Freiübungen, die leicht und nützlich auch im reifen und höheren Alter fortgesetzt werden können. Die gut genährte und kräftig durchblutete Haut wird zugleich widerstandsfähiger gegen Temperatureinflüsse und mechanische Verletzungen, namentlich gegen Druck und Reibungen, indem sie elastisch und geschmeidig, die abgenutzten, verrohten Oberhautschuppen abstoßend und rasch durch jungen Nachwuchs ersetzend, vermittelt der Absonderung der Hautdrüsen in einer gewissen Schlüpfrigkeit erhalten wird. Das rasch kreisende Blut hält zugleich die so sehr der Abkühlung ausgelegten Hände warm, so daß man versteht, wie reiches Gehen, Schlittschuhlaufen und ähnliche Bewegungen, bei denen die Arme und Hände nicht zu arbeiten haben, doch warme Hände machen.

Wo der Blutlauf nicht die gehörige Heizkraft für die Hände hergiebt, also bei Stubensitzern, zarten Frauen und Kindern, da muß man ihm durch warme Kleidung zu Hülfe kommen, welche aber weniger die Hände, als vielmehr die Arme, namentlich die Oberarme und Handgelenke, nöthigenfalls den ganzen Körper betrifft. Damit hierdurch aber nicht die mit Recht geachtete Verwischung herbeigeführt wird, sollen kalte Wäschungen mit kräftigem Trodenreiben und nachfolgender Uebung zu Hülfe genommen werden. Kühlen allein bewirkt keine Abhärtung, sondern Verminderung der Blutfülle, schwächere Ernährung und größere Empfindlichkeit, bei niedriger Luftwärme endlich Erschlaffung der äußeren Adern, welche das verbrauchte Blut zum Herzen zurückführen sollen, Blutstodungen und deren weitere Folgen. Dann sehen wir die blaurothen Hände voll Knoten und Beulen, mit Einrisßen und Knochengeschwüren in jedem Winter, endlich mit bleibender Schwellung und Verdickung des Zellengewebes, der Fingerringen und Nägel und selbst der Knochen. Wer nur einmal diese Vorgänge beobachten will, der wird sich leicht überzeugen, daß gute Nahrung, oft unterstützt durch Lebertran, kräftige Bewegung und warme Kleidung nicht nur gegen Frostschäden, sondern die bereits entstandenen Schäden besser heilen, als alle gerühmten Frostmittel, deren große Zahl allein schon verbürgt, daß sie oft im Stiche lassen, wenn nicht gemäß den Besonderheiten des einzelnen Falles mit Sachkunde das richtige ausgewählt wird.

Außer diesen gewissermaßen allgemeinen Mißhandlungen müssen unsere Hände sich noch viele besondere gefallen lassen, die nicht immer vermeidbar sind, deren Schädlichkeit aber größtentheils vermindert oder aufgehoben werden kann. Grobe Arbeit, die Schwielen erzeugt, Staub und Schmutz, der sich in die Falten der Oberhaut einlagert und nur durch scharfes Reiben und Bürsten wieder entfernt werden kann, Benetzungen mit scharfen Flüssigkeiten, langes Arbeiten in sehr kaltem

Wasser u. dgl. m. sind freilich oft nicht zu vermeiden, werden aber von widerstandsfähiger Haut besser ertragen, als von solcher, die der natürlichen Schutzmittel mehr oder weniger entbehrt. Widerstandsfähige Haut ist glücklicher Weise nicht gleichbedeutend mit dicker Haut; im Gegenteil, letztere kann durch mancherlei Einwirkungen Schaden leiden, die von zarter Haut ganz gut ertragen werden, wie z. B. dicke Haut durch Kälte Schrunden und Risse, durch Hartiren mit harten Gegenständen Schwielen bekommen kann, während zarte Haut dadurch nicht geschädigt zu werden braucht und auch gegen Hitze weniger empfindlich ist als jene.

Diese größere Widerstandskraft beruht einmal, wie schon vorhin erwähnt, auf besserer Blutversorgung und Ernährung, sodann aber auf ihrer größeren Geschmeidigkeit, die größtentheils von einem sehr feinen, aber doch schützenden Ueberzuge mit der von den zahlreichen Talgdrüsen der Haut abgeordneten sogenannten Hautschmiere herrührt. Dieser Ueberzug kann entweder in Folge von Verstopfung der Drüsenöffnungen durch Staub, verhornte Oberhautplättchen u. dgl. m., vielleicht auch in Folge von geringerer Zahl oder Thätigkeit der Drüsen vermindert sein, oder er kann durch zu gewaltsame Reinigung, namentlich durch scharfe Seifen, übermäßig entfernt, oder endlich durch den in hartem Wasser enthaltenen Kalk in seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit gestört werden.

Deshalb ist es zweckmäßig, und dies ist eins der wichtigsten Mittel der Hautpflege, die Hände stets nur in weichem Wasser oder solchem, das durch Abkochen oder einen Zusatz von Borax weich gemacht ist, zu waschen und den Gebrauch scharfer Seifen sorgfältig zu vermeiden. Seife soll aus ölsäurem Natron oder Kali bestehen, darf aber kein überschüssiges Alkali (Lauge), noch Harz, Sand, Kalk oder andere unreine Stoffe enthalten, deren Vorhandensein sich, außer durch Sprödigkeit der Hände nach öfterem Gebrauche, durch ihren scharfen Geschmack an Lippen und Zungenspitze erkennen läßt. Nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch manche theure Toiletteseifen haben solche Fehler und es ist ein Verdienst des bekannten Chemikers Liebreich, darauf aufmerksam gemacht und zur Herstellung reiner, milder, sogenannter centrifugirter Seifen angeregt zu haben, die in der Fabrik von Seife in Charlottenburg in tadelloser Beschaffenheit hergestellt werden. Wer aber einmal an spröden Händen leidet, wird gut thun, nach jedem Waschen die Hände mit einer Mischung von Glycerin und Rosenwasser (1:8 Theilen), oder mit einer guten Fettalbe, wie Coldcream, Lanolinalse oder Aehnlichem sorgfältig einzureiben.

Nachdruck verboten.

Aus der Petersburger Gesellschaft.

Petersburg, im März 1889.

Die Ballzeit ist vorüber, und eine Menge Menschen athmet erleichtert auf, denn es wurde schließlich wirklich des Guten zu viel. Zu erster Reihe fühlen sich die Familienväter erleichtert; leider ist es aber auch ihr Geldbeutel, an den in diesem Jahre, gegen alle Erwartungen, schwere Ansprüche gemacht wurden, denn man hatte vor Beginn der Festzeit eigentlich vermuthet, dieselbe würde sehr viel magerer als früher ausfallen, weil, wie es hieß, die Kaiserin nach dem Eisenbahn-Unglück bei Vorki nicht zu Vergnügungen aufgelegt sei. Doch irrte man sich darin gewaltig. Eine Lustbarkeit jagte die andere, und die zum Hofe und der allerersten Gesellschaft Gehörenden, mithin diejenigen, welche unter allen Umständen sicher sind, Einladungen zu erhalten, hatten oft an einem Tage zwei bis drei geselligen Verpflichtungen nachzukommen. Daß unter solchen Umständen die Familienväter seufzten, ist erklärlich; denn wer mit Frau und Töchtern die ganze Zeit wirklich durchmachte, der mußte von seinem Vermögen, oder, wenn er in der glücklichen Lage war, es von den Zinsen leisten zu können, von diesen eine gehörige Summe aufnehmen. Wohlunterrichtete Ballmütter haben mir versichert, daß man unter dreihundert Rubel kein Kleid haben könne, und daß zehn neue Kleider für jeden weiblichen Kopf zum mindesten notwendig seien, aber „so wenige“ auch nur, wenn man sich einzurichten und die vorjährigen in geschickter Weise zu verwenden wisse. Daraus kann man sich die großen Kosten berechnen, zumal die Kleider vieler Damen, die sich nicht „so einzurichten wissen“, wie jene Ballmutter, von der ich meine Weisheit schöpfe, das Doppelte und mehr kosten. Ganz unberechenbar sind jedoch die Kosten für diejenigen, welche selbst Feste geben, denn deren Glanz steigt von Jahr zu Jahr; immer wieder muß etwas Neues erfunden werden, um die Gesellschaft zu unterhalten. Der hochgestellte, vornehme Russe, wie der Mann aus dem Volke, trägt selbst, aus sich heraus, wenig zur Unterhaltung bei, sondern verlangt, um befriedigt auf ein Fest zurückblicken zu können, daß ihm irgend etwas Neues oder Sehenswerthes gezeigt oder vorgemacht werde. Vieß doch neulich ein junger, allerdings steinreicher Graf, Scheremetjew, in seinem prächtigen, neubauten Palaste am Newa-Ufer, ein mehrstages geschickliches Trauerspiel von Graf Tolstoi, „Der Tod Iwans des Schrecklichen“, vollständig in Scene setzen und durch Persönlichkeiten aus der ersten Gesellschaft ausführen. Die Ausschmückungen, — z. B. die berühmte Granovitaja Palata im Moskauer Kreml, — die Anzüge, selbst die schweren Silberstücke, wurden genau nach den im Kreml zu Moskau befindlichen, oder nach Zeichnungen aus jener Zeit angefertigt, was geradezu ungeheure Summen kostete. Die Vorstellung fand vor dem Hofe und der ersten Gesellschaft statt; doch hatte der junge Graf es nicht gewagt, den Jaren dazu einzuladen. Als aber Kaiser Alexander von der, dem äußeren Anblicke nach, so gelungenen Aufführung, — gespielt wurde herrlich schlecht, — vernahm, äußerte er, wohl auf Drängen der Kaiserin, die derartige Feste sehr liebt, den Wunsch, die Aufführung zu sehen, und natürlich fand eine Wiederholung derselben statt.

Ein ganz eigenartiger, immer mehr hervortretender Zug der vornehmen Petersburger Gesellschaft ist das sich Fernhalten von der Diplomatie, was jedem, hier nur einigermaßen mit den Verhältnissen vertrauten Diplomaten, oft in empfindlicher Weise, auffällt. In den meisten anderen Hauptstädten spielt die Diplomatie in der ersten Gesellschaft eine hervorragende Rolle und, meiner Ansicht nach, mit vollem Rechte. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß in der Diplomatie, namentlich an den Höfen der Großmächte, Persönlichkeiten vertreten sind, die durch Geist, vornehmes, lebenswürdiges Wesen, oder in anderer angenehmer Weise sich hervorthun. Eine gleichfalls gebildete, vornehme Gesellschaft müßte hierüber alle etwaigen politischen Vorurtheile oder Feindschaften vergessen, und die

Betreffenden gern in ihrer Mitte aufnehmen. In den meisten Hauptstädten ist dies auch der Fall, nur nicht in dem republikanischen Paris und am selbstherrlichen Hofe von Petersburg. In beiden Fällen spricht es nicht für die Gesellschaft. In Paris hat sich die eigentliche vornehme Gesellschaft sehr zurückgezogen und wird durch den Geldadel höchst mangelhaft ersetzt. Aber auch die Petersburger Gesellschaft ist in Wirklichkeit lange nicht so vornehm, wie sie hochmüthig ist, namentlich den ausländischen Gästen gegenüber. Unter den höheren Hofwürdenträgern, sowie einigen anderen sogenannten ersten Häusern, findet man wohl Namen von gutem Klang; immerhin jedoch im Verhältniß nur wenige. In der Mehrzahl ist es auch hier der Reichtum, welcher die Stellung giebt, sowie nur halbwegs der entsprechende Rang damit verbunden ist. Was sich nun gar um diesen Kern herum bildet, kann nur erst recht nicht den Anspruch auf irgend welche geistige oder gesellschaftliche Vornehmheit machen und bildet in der bei weitem größten Mehrzahl geistige Emporkömmlinge, die sich an den Hof und die vornehme Gesellschaft herandrängen, um womöglich in dieselbe begriffen zu werden; namentlich ist es belehrend und erheiternd, die zu jener Anhangsgesellschaft gehörenden Damen zu beobachten. Bekanntlich giebt hier im Allgemeinen nur der Rang, nicht der Name des Mannes Anspruch auf die Höflichkeit dessen Frau. Hat nun ein Offizier oder Beamter jenen Rang erreicht, so verlangt es ihn, seine Frau bei Hofe vorzustellen, um zu einigen Ballen Einladungen zu erhalten; auch die Frau wünscht dies natürlich, um in ihrem, oftmals recht wenig vornehmen, ja oft moralisch anrüchlichen Verwandtenkreise sich brüsten zu können. Ist die Betreffende nicht mit äußeren Vorzügen begabt, so verschwindet sie bald von der Bildfläche, da sie nicht beachtet wird und sich daher nicht wohl fühlt; das zweite Jahr geht sie dann sicher nicht an den Hof. Ist sie aber hübsch und mit der notwendigen Koketterie begabt, woran es meistens nicht fehlt, so findet sie bald ihre Gönner, mit deren Hilfe es ihr gelingt, auch in engere Gesellschaftskreise Eintritt zu erhalten. Dann geht ein wahres Jagden nach neuen vornehmen Bekanntschaften los, und die Betreffende sucht, gesellschaftlich einflußreiche Persönlichkeiten durch ihr Aeußeres und ihr Wesen zu gewinnen, womöglich gar einen Großfürsten. Der Mann darf hierbei allerdings nicht eifrig sein, da derartige Frauen in ihren Mitteln wenig wählerisch sind; doch drückt er meistens gerne eins, ja, wenn es Noth thut, beide Augen zu, da es ja auch ihm nützen kann, wenn seine Frau an einflußreicher und hoher Stelle gefällt. Es ist dann belustigend, das Benehmen jener Damen zu beobachten, die in ihrer Haltung und in ihrem Auftreten bemüht sind, den wahrhaft vornehmen Damen nachzuahmen, wobei jedoch die Art der Koketterie oft nur allzu sehr an die schlechteste Gesellschaft des Quartier Brede in Paris erinnert. Derartige Erscheinungen trifft man hier vielfach und manchmal nützen sie auch sich selbst oder dem nachstehenden Gatten. In der Gesellschaft spottet man über sie; aber der mit den Verhältnissen nicht genau Vertraute zählt sie wirklich zur ersten Gesellschaft, die dadurch in seinen Augen natürlich nicht gewinnt. Doch jetzt ist es ja bis zu Oftern so ziemlich vorbei damit; die Fastenzeit ist angebrochen und mit ihr die Reichte für die in der Festzeit begangenen Sünden.

v. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Alter schützt vor Thorheit nicht. Von J. Kaufmann. Siehe das Bild, Seite 57. — Sie ist zu dem alten Herrn immer freundlich gewesen, freundlich, wie sie zu Jedermann ist. Es liegt einmal so in ihrer Natur, daß sie nicht finstern blicken kann; sie sieht das Leben nur von seiner heiteren Seite, trotzdem sie den Ernst des Lebens wohl kennen gelernt hat. Seit früher Jugend steht sie allein und ist auf ihre eigene Kraft angewiesen; sie hat deshalb nicht eine Sekunde den Muth verloren. Ihre fleißige Hand hält ihr die Sorge fern und sie hat Recht, auf ihre Unabhängigkeit stolz zu sein. Wenn sie für Jedermann ein freundliches Wort und einen Blick ihrer freundlichen Augen hatte, glaubte sie doch nicht, daß ihre Freundlichkeit jemals mißverstanden werden könnte, am allerwenigsten von dem ältlichen und jovialen Herrn Hausbesitzer gegenüber, den sie häufig von ihrem Fenster aus in der Hausthür stehen sehen konnte, und der niemals verfehlte, respectvoll an seinem Knäppchen zu rücken, wenn sie sich am Fenster zeigte. Er hat sie dennoch mißverstanden! Nun sitzt er vor ihr, und statt des gestrichelten Hausknäppchens dreht er den altmodischen Cylinder in den Händen. Er spricht von seinen Kindern, denen die Mutter gestorben ist, von seinem Wohlstande, der ihm und — einer zweiten Frau ein behagliches Auskommen sichert, er setzt auch seine sonstigen persönlichen Vorzüge in das beste Licht, halb verlegen und halb selbstbewußt, denn er weiß genau, daß hundert arme Mädchen sich nicht bestimmen würden, als Herrin in sein Haus zu ziehen, — und das Ende der schönen Rede wird die Frage sein, ob sie, deren freundliches Gesicht es ihm angethan hat, sich nicht entschließen kann, seinen Kindern die zweite Mutter, ihm selbst die zweite Frau zu werden. Wenn er ihr Lachen jetzt sähe, würde er seine schöne Rede wahrscheinlich nicht zu Ende bringen, und das Mißverständnis wäre ein für allemal beseitigt. Ihre Selbständigkeit ist ihr zu lieb geworden, sie denkt nicht daran, sie aufzugeben, — wenigstens nicht um der Vortheile willen, die ihr der gleichgültige und ihr als Liebhaber sogar lächerlich erscheinende Mann bieten kann. Wenn es ein Anderer wäre, sie würde gewiß nicht lachen, sondern ihn stumm und erdöthend anhören, und zum Schlusse gäbe es eine wahrhaftige Liebes-Szene. Auf Kaufmann's Bilde giebt es nur einen Korb, — mag der abgewiesene Freiermann nicht zu schwer daran zu tragen haben.

Der erste Reitveruch. Von L. Scacciai. Siehe das Bild, Seite 61. — Wenn nur die weiße Ziege sich nicht so dumm und störrisch erweisen wollte, der kleine Reitersmann würde schon seinen Weg machen! Aber das dumme Thier begreift offenbar gar nicht, was man von ihm verlangt; es stemmt sich auf die Vorderbeine und wappnet sich zum passiven Widerstand. Was helfen Zügel und Peitsche, wenn selbst die Gewalt-Anstrengungen des großen Bruders und das freundliche Zureden der Mutter erfolglos bleiben. Eine Ziege ist kein Reitpferd, das ist wahr; aber da die Reize nicht eine Tagereise weit gehen soll, sondern nur durch das Zimmer, so könnte das störrische Thier immerhin Vernunft annehmen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frühlings-Gerichte.

Wenn der Winter mit seinen Festen vorüber, die Jagdzeit geschlossen, die Conserve verbraucht ist, so scheint es, als ob auch der verwöhnte Gaumen, der kulinarischen Genüsse müde, sich nach einfacheren Speisen zurückziehe; und wie wir auf dem ersten Frühlings-Spaziergange freudig die knospenden Blätter und Blüten begrüßen, so thun wir es auch in der Küche mit den jungen Kräutern, mit Sauerampfer, Spinat, mit den herrlichen frischen Eiern und dem billigsten aller Fische, dem Büdling und dem vom Volksmunde „grün“ genannten Hering. Nachfolgende Recepte mögen zeigen, daß auch diese einfachen Dinge mannigfacher Bereitung fähig sind, daß namentlich mit Eiern sich schmackhafte Vor- und Zwischengerichte sowie kalte Schüsseln für den Abendstisch herstellen lassen. Zeigen wir zuerst, wie „verlorene Eier“ bereitet werden, die sich trefflich in klarer Bouillon und gebundener Suppe, beispielsweise von Sauerampfer, für verschiedene der angegebenen Gerichte eignen. Die Hauptbedingung ist, daß die Eier vollkommen frisch sind; ferner ist beim Einschlagen derselben große Vorsicht nöthig. Man läßt in einer Kasserole Wasser, mit einigen Löffeln Essig gemischt, aufkochen, giebt eine Prise Salz hinzu, schlägt die Eier auf dem Rande der Kasserole auf, bricht die Schalen unmittelbar über der Oberfläche des Wassers auf, so daß der Inhalt nicht tief fällt, achtet darauf, daß das Eiweiß sich, ohne zu plagen, um das Gelbe geschlossen halte, und hebt das fest gewordene Ei behutsam mit einem flachen Schaumlöffel heraus, um es sofort in kaltes Wasser zu legen; man läßt es aber unmittelbar vor dem Anrichten noch einmal in warmem Wasser erwärmen. Es dürfen nur soviel Eier gleichzeitig in die Kasserole gethan werden, als neben einander Platz haben.

Verlorene Eier mit Parmesan. — Drei bis vier Zwiebeln schneidet man nebst einigen Scheiben Schinken und ein paar Pfefferkörnern in feiner Butter weich, giebt zwei Eßlöffel Mehl, gute Bouillon und soviel gute Sahne dazu, daß man eine stark flüssige Sauce bekommt, die nach genügendem Aufkochen durch ein feines Sieb gestrichen und mit Salz abgeschmeckt wird. Ist dies geschehen, gebe man sie noch einmal in die Kasserole zurück, füge 75 Gramm geriebenen Parmesankäse hinzu und ziehe sie mit dem zu Schnee geschlagenen Weiß von drei Eiern auf. Nun nimmt man eine etwas tiefe Schüssel, die Denkhüte vertragen kann, streicht sie mit Butter aus, füllt soviel von der angegebenen Sauce hinein, daß der Boden bedeckt ist, arrangirt darauf die „verlorenen Eier“, gießt die übrige Sauce darauf, streicht sie glatt, streut die geriebenen Parmesankäse und geriebene Semmel über, beträufelt das Ganze mit zerlassener Butter und läßt es im Ofen gelblich backen.

Verlorene Eier nach Provencer Art. — Feine Kräuter: Petersilie, Schnittlauch, Estragon etc. werden gewogen, mit gutem Provencer-Öl abgeschwigt, mit etwas geriebener Semmel, Sardellen-Butter, einem Aelölchen Fleischertracht, einem Glase Weißwein und dem Saft einer Citrone vermischt. Sobald diese Sauce genügend aufgekocht hat, füllt man sie über die warmen, nach Vorschrift bereiteten und auf einer Schüssel angerichteten verlorenen Eier.

Verlorene Eier mit Remouladen-Sauce und Salat. — (Kalt für den Abendstisch.) — Drei hart gekochte Eigelbe stößt man mit einigen Sardellen im Mörser fein, streicht sie durch ein Sieb, giebt ein rohes Eigelb und zwei Löffel Mostschinken hinzu, rührt nach und nach $\frac{1}{10}$ Liter Provencer-Öl, einen Löffel Estragon-Essig, Pfeffer und Salz dazwischen und thut zuletzt einen Löffel gehackter feiner Kräuter hinein, auch kann man die Sauce beliebig mit etwas Zucker abschmecken. Nun legt man gut gewaschenen und zwischen Tüchern getrockneten Kopfsalat auf eine Schüssel, arrangirt auf diesem die Eier und füllt kurz vor dem Anrichten die Sauce darüber.

Omelette als Zwischenspeise. — Die Bereitung derselben ist im Grunde immer dieselbe, doch kann man sie durch Einlagen vielfach ändern. Leicht und schnell hergestellt, ist sie stets beliebt und gefastet, — etwa bei einem unvorhergesehenen Gaste, — der Hausfrau eine Bereicherung ihres Speisetisches, ohne besondere Mühe zu verurursachen. Man schlägt die Eier, — 6 bis 8 Stück genügen meist, — mit Pfeffer, Salz, ein ganz klein wenig Zwiebel (sehr gerieben), etwas Wasser oder Milch im Topfe tüchtig durch einander, zerlasse Butter in einer flachen Pfanne, gebe die Eier hinein und lasse sie auf gelindem Kohlenfeuer fest werden und sich zu gelblicher Farbe bräunen. Auf die Schüssel geschüttet, wird die Omelette einmal in der Mitte zusammengebrochen. Als Füllungen dienen: Spargelköpfe, Champignons, Kalbsniere, Büdlinge, Morchen, feine Kräuter. Man kann diese Substanzen beliebig in den Eierfuchsen-Teig mischen, doch müssen sie in diesem Falle fein gewiegt werden und sollen sich vollkommen mit der Masse verbinden, — oder aber man kann sie einzeln zubereiten und dann auf die Omelette füllen, ehe man sie zusammenklappt.

Sauerampfer-Suppe. — Der Sauerampfer, dessen feine Sorten meist in Treibbeeten künstlich gezogen werden, ist in Deutschland verhältnißmäßig wenig bekannt, höchstens pflegen wir ein wenig davon unter den Spinat zu mischen; dennoch sollte er, wie in Frankreich, so auch bei uns größere Verwendung finden, und wir empfehlen die sehr wohlschmeckende Suppe, welche beliebig von Fleisch, Knochen oder Spar-Bouillon bereitet werden kann. Der Sauerampfer wird zerlesen, von den harten Stielen befreit, einen Augenblick in kochendes, gesalzenes Wasser geworfen, dann in ein Sieb gefüllt, ausgedrückt und fein gewiegt. Nun zerläßt man in einem geeigneten großen Tiegel ein Stück Butter, knetet es mit ein bis zwei Löffeln Mehl tüchtig durch, giebt den Sauerampfer und die Brühe hinzu, und läßt das Ganze sämig kochen. Zuletzt zieht man die Suppe mit $\frac{1}{4}$ Liter saurer Sahne ab, in die ein paar Eigelb gerührt wurden, und giebt noch besonders bereitete, verlorene Eier dazu.

Dumast-Salat. — Man rechnet auf jeden Gast ein Ei, kocht die erforderliche Anzahl hart, zerdrückt das Gelbe, hakt das Eiweiß und vermischt Beides mit einem Löffel fein gewiegem Korb, der genügenden Menge Del, Essig, Salz und Pfeffer, und ein wenig Mostschinken. Ferner schneidet man eine Pfeffergurke, rothe Rüben-Scheiben, mehrere Anchovis in feine Streifen, fügt Capern hinzu und mischt Alles mit gut gewaschenem und getrocknetem Kopfsalat.

Belgischer Kohl-Salat. — Fein geschnittener Kohlsalat läßt man mit Del und Essig 24 Stunden mariniren, belegt dann den Boden eines Salatsnapfes damit, thut darauf eine Schicht von fein geschnittenem Kopfsalat, eine zweite von in den Schalen gekochten, gesalzenen, mehligten Kartoffel-Scheiben, bedeckt diese mit Stücken von weißem gekochten Sellerie und füllt eine Sauce darüber, zu der man die noch warme Brühe eines gekochten Schinkens, mit Salz,

Pfeffer, Weineisig und ein wenig Mostschinken vermischt, verwendet. Beide angegebenen Salate sind von vorzüglichem Geschmacke und wenig bekannt.

Frische Heringe mit Tomaten-Sauce. — Ein halbes Schock Heringe wird in bekannter Weise zurecht gemacht, namentlich sauber gewaschen und abgetrocknet, in Mehl, — unter das etwas Salz gemischt wurde, — gewälzt und in Badfett auf dem Feuer schnell gebraten. Nachdem sie genügend abgetropft und erkaltet sind, packt man die Fische mit einigen Zwiebelscheiben und Pfefferkörnern schichtweise in ein passendes Gefäß und bereitet folgende Sauce, mit der man sie übergießt. Sechs bis acht Stück Tomaten werden in etwas gesalzenem Wasser weich gekocht, durch ein Sieb gestrichen und mit der erforderlichen Menge Weineisig gemischt, den man zuvor mit einigen Schalotten aufkochen ließ. Besitzt man eingemachte Tomaten, so genügt es, dieselben einfach durchzuschlagen; auch kann man, sollte der Essig zu stark sein, etwas von dem Tomaten-Wasser hinzunehmen. Die Sauce muß sämig und von mildem Geschmacke sein.

G. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Schutz gegen Frühlings-Fröste. — Auf welche Weise kann man die Pflanzen am sichersten gegen die nachtheiligen Wirkungen der Frühlings-Fröste schützen? K. v. R. in West-Pommern.

Cactus. — Wie behandle ich die großblumigen Cactusarten, um sie zu reichem Blühen zu bringen? Frau Martha in Bremen.

Beischnitten der Fierzsträucher. — Wann beischnidet man am besten die Fierzsträucher, vor oder nach der Blüthe? H. P., Ingolstadt.

Einsamungs-Pflanzen. — Giebt es außer Burbaum noch ausdauernde Pflanzen, die sich zu Einsamungen von Blumenbeeten und Gehölzgruppen eignen? J. H. bei Remscheid.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Zeitangaben hinter den Schlagworten hin.)

Orchideen (XV, Nr. 41, Beiblatt). — Die Cultur der tropischen, namentlich der Luft-Orchideen, bietet viele Schwierigkeiten und scheitert in Wohnräumen meist daran, daß man ihnen nicht die erforderliche Wärme und noch weniger die nothwendige Luftfeuchtigkeit verschaffen kann. Trotzdem werden in England, wo die Orchideen zu den bevorzugten Ziehlings der Pflanzenfreunde gehören, viele mit gutem Erfolg auch im Zimmer gepflegt. Zu den härteren Arten, die in ihrer Heimat in beträchtlicher Höhe, also in weniger heißen Regionen, vorkommen, zählen unter anderen: *Disa grandiflora*, *Oncidium Phalaenopsis*, *Dendrobium nobile*. Bei richtiger Behandlung und sorgfältiger Pflege werden diese und noch manche andere auch im Zimmer gedeihen und ihre herrlichen Blüten erschließen. — Ganz besonders ist aber allen Blumenfreundinnen die Pflege der europäischen Erd-Orchideen zu empfehlen, die sich zwar an absonderlichen Formen, an Schönheit und Farbenpracht mit ihren tropischen Schwestern nicht messen können, deren Blüten aber doch ungemein reizend und interessant sind. Auch unter den deutschen Orchideen giebt es viele, z. B. Arten von *Ophrys*, *Orchis* und *Serapias*, die nicht nur im Garten einen bevorzugten Platz verdienen, sondern auch dem Zimmer zur Zierde gereichen.

L. v. R. in Regensburg.

Edelweiss (32). — Die Anzucht des Edelweiss aus Samen macht viel Freude und gelingt bei richtigem Verfahren wohl immer. Von besonderer Wichtigkeit ist die richtige Erdmischung, die am besten aus nahrhafter Kompost-Erde besteht, der man etwas scharfen Sand, verwitterten Lehm und erbsengroße Kalkstückchen beifügt. Man sät den Samen im April in flache, mit gutem Wasserabzug versehene Kästen oder Schalen, bedeckt ihn nur dünn mit Erde und legt ein Papier oder eine Glascheibe darüber. Giebt man den Schalen einen hellen Platz am Fenster, so kommen nach 14 Tagen die jungen Pflanzen zum Vorschein, welche man, sobald sie sich fassen lassen, verpflanzt. Man wählt wieder keine hohen Blumentöpfe, sondern nur flache Schalen mit gleicher Erdmischung und gönnt jedem Pflänzchen einige Centimeter Raum, um sich ausbreiten zu können. Nach und nach gewöhnt man sie an frische Luft und Sonnenschein und pflanzt sie dann nach einigen Wochen in's freie, für sie zubereitete Land; am liebsten auf Stein- und Felsgruppen. Wenn auch das Edelweiss, als Kind der höchsten Bergregionen, gegen die Kälte abgehärtet ist, so kann ihm doch ein schneelooser Winter sowie plötzlicher Witterungswechsel nachtheilig werden, man schütze deshalb die Pflanzen, die im Winter ihre Blätter verlieren, durch Moos und Kalkschutt und bedecke sie mit Tannen- und Wachholderreisig. Sobald die ersten Schneeglöckchen von den Strahlen der Sonne hervorgekocht werden, gucke auch die Spitzen der Blätter hervor; bald darauf zeigen sich die Blumen im weißen Sammetkleide, das um so reiner und leuchtender erscheint, je mehr die Erdmischung den heimischen Boden ersetzt. Namentlich ist es gut, wenn der Kalkschutt Salpeter enthält, also aus Kellern oder Ställen entnommen wird. Man behandelt das Edelweiss am besten als zweijährige Pflanze, sorgt daher alljährlich für Nachwuchs.

G. B.

Orangenbäume (32). — Meistens gehen die Orangen zu Grunde, wenn sie im Winter zu warm gestellt und zu reichlich gegossen werden. Ofenwärme und Kälte, trockene Luft und Staub sind ihnen in gleichem Maße gefährlich. Sie erfordern im Winter keinen hellen, aber einen trockenen, vor Frost geschützten Raum; eine Temperatur von 2 bis 4 Grad ist ihnen am dienlichsten. Bei milder Witterung muß man ihnen auch im Winter oft frische Luft zuführen und sie gelegentlich mit bis zu 35 Grad erwärmtem Wasser überspritzen, wodurch sie von Staub und Insekten befreit werden. Man begieße die Töpfe oder Kübel nur, wenn der Ballen ziemlich trocken ist, dann aber stark, doch nicht zu dicht am Stamm. Im Sommer brauchen sie reichlich Wasser; auch ein Düngerfuß ist ihnen sehr zuträglich, da das Erdreich durch die Orangen stark ausgezogen wird. Läßt man ihnen einen solchen dann und wann zukommen, so braucht man die Pflanzen nur alle 2 bis 3 Jahre umzusetzen; Ende März oder Anfang April ist dafür die beste Zeit. Die Orangen verlangen eine reichliche Unterlage von zerleinerten Topfscherben und einen nahrhaften, lockeren Boden, der aus Heide-, Kompost- und Lauberde, Sand und etwas Hornspänen gemischt wird. Im Frühjahr, ehe die neuen Triebe hervorbekommen, ist die geeignete Zeit zum Beschneiden. Vor Mitte Mai darf man die Gewächse nicht in's Freie bringen, dort gebe man ihnen einen freien, sonnigen, vor Zug geschützten Standort und decke etwas Moos auf die Erdoberfläche, um sie vor schnellem Austrocknen zu bewahren.

J. W., Paderborn.



Nachdruck verboten.

Zum Osterfest.

Ostern! Lenzeshote! Auferstehungsfest, wo der Keim sich regt, wo Alles hofft, wartet, was aus dem Ei hervorschlüpft, wie es wachsen, reifen wird bis zum Augenblicke der Ernte! Jedem bringt der Tag Freude, — Freude, von der der Volksmund sagt:

„Wahre Freud' reicht bis in die Ewigkeit“.



Niel das Fest spät, gab es nichts Schöneres für uns Kinder, als Ostern im Freien, unter den schwellenden Knospen, den sammetweichen Röhchen, dem blauen Himmel zuzubringen!

Jetzt freilich ist's anders. Diesen kleinen Wunderwerken der Neuzeit, Zucker-Eiern, Röhchen und Vögeln aus kostbarstem Material, diesem verfeinerten Kunst-Gut droht Gefahr in derber, frischer Luft. Wir damals mit unseren hartgefotenen, in Nicken und Zwiebelchalen echt gefärbten Eiern, konnten schon manchen Puff aushalten.

Ich bestimme mich, wie in späterer Kultur-Periode der Zucker-Amor auf dem Choccoladen-Ei schmolz in der Umarmung einer glühenden Sonne, und das Seifen-Ei sich in Feuchtigkeit auflöste.



Als wir größer waren, wurden wir zur Verzierung der Eier zugelassen. Eine große Schüssel voll Eier erschien. Es entstanden Kunstwerke, glücklicher Weise nicht für die Ewigkeit, obgleich es oft große Trauer gab, wenn man ein gelungenes Berggipflein in die oder derlei zarte Anspielungen aufessen mußte. Von ausgeblasenen Eiern hielten wir nicht viel. Sie wurden auch erst später Mode.

Die Eierchale ist der Kunst gegenüber sehr spröde; wir benutzten Ochsen- und Gasse. Wie stolz Jeder auf sein Werk war!

Ich hatte schon als Kind stets das Schwierigste vor, die Gestalt des Eies machte mir bei meinen Figuren viel zu schaffen, immer rutschten ihnen die Beine fort.



Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamer Straße 38.

Eine Generation später erschien das Holz-, Glas-, Marmor-Ei mit dem Material stieg die Kunst. Ich verzierte eine Menge mit Sprüchen und Bildchen, die Umrisse mit Feder und Tusche; das Glas-Ei ist das dankbarste und am leichtesten zu behandeln. Manches taucht noch hie und da wieder auf, wie ein Gedächtnisblatt alter Zeit.

Jetzt ist die Auswahl reizender Dinge in den Kaufhäusern so groß, daß die Haus-Arbeit beschämt die Hände sinken läßt, aber sie sollte es nicht thun; für das Kind hat das Entstehen solchen Reiz! Es schätzt, wie mancher Dilettant, seine eigene Kunstfertigkeit weit höher, als die zünftige; deshalb gebe ich noch ein paar Bildchen mit Sprüchen zur Benutzung anbei und hoffe, daß die Freude, die ich selbst daran hatte, übergehen möchte auf die kleinen Maler der Neuzeit.

Marie von Olfers.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Bosnische Schmuckstücke. — Seit wenigen Monaten sind in die Hauptstädte von ganz Europa Schmuckstücke eingeführt, deren wirkliche Schönheit und seltsame Entstehungsgeschichte merkwürdig genug sind, um allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Schmuckstücke bestehen aus Holz mit eingelegten Ornamenten aus ganz feinen Gold- und Silberdrähten; ihre Herkunft sind bosnische Dörfer. Fernab von dem Getriebe des modernen Europas hatten hier in Bosnien ländliche, zumeist muhamedanische Handwerker die uralte Kunstfertigkeit sich bewahrt, eingelegte Metallarbeit auf hartem Holze zu verfertigen. Nur gering war die Zahl der Arbeiter, welche diesem Handwerk oblagen, und über Pistolen-Kolben und Pfeifenrohre, die auf besondere Einzelbestellungen hier gemacht wurden, ging das Gebiet ihrer Productionen kaum hinaus. Als bei den letzten orientalischen Kriegen dieser Theil von Bosnien an Oesterreich fiel, ließ es sich die kaiserliche Regierung angelegen sein, durch Hebung der Hausindustrie dem verarmten Lande neue Erwerbsquellen zuzuführen. Dem bewährten Leiter der Kunstschule am Oesterreichischen Museum, Hofrath Stord, ist es zu verdanken, daß gerade diese eingelegte Arbeit zu so hoher Schönheit ausgebildet ist. Mit feinfühleriger Hand änderte Stord an dem alten Betriebe nur gerade so viel, um die Stücke für den europäischen Markt gangbar zu machen, ohne ihnen den eigenthümlichen Duft der ländlichen, halb orientalischen Production zu nehmen. Für die metallischen Einlagen gab er den Arbeitern nur Skizzen, eine Anleitung für die Vertheilung von Rand und Mitte, im Einzelnen überließ er es ihnen, die Muster in ihrer gewohnten Weise auszugestalten. Diese Muster ergeben sich fast von selbst aus der Färbung des Drahtes nach gewohnten Grundmotiven. Daher ist es denn auch möglich, trotz größter Mannigfaltigkeit den einheitlichen, künstlerischen Charakter zu wahren, immer fast das Gleiche und doch auch Verschiedenes herzustellen.

Für den Körper werden Hölzer von verschiedener natürlicher oder unverfälschter einfarbiger Farbe genommen; man hatte eine herrliche Bernsteinfarbe, ein helles Grün und ein tiefes Roth neben dem mannigfaltigen Gelb und Braun des Olivenholzes. Für die sorgfältige Herrichtung der Stücke in Goldfassung sorgt ein tüchtiges Wiener Haus, und so können denn diese überaus reizenden Knöpfe, Mantelschlösser, Stockgriffe, Dosen u. getrost in die Welt hinausgehen und sicher sein, in ihrer besonderen Art nichts Gleiches anzutreffen.

J. L.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Pfauenfedern. — Wer kann mir den Grund angeben, weshalb Pfauenfedern von Vielen für unglückbringend gehalten und daher niemals als Schmuck für Wägen u. dergl. im Hause gelitten werden? J. H.

Heidelbeer-Wein. — Wie kann man dem Heidelbeer-Wein den Geschmack des echten Burgunder-Weins geben? Alte Abonnentin.

Eichenholz-Parfett. — Wie reinigt man Eichenholz-Parfett, so daß sie ihre weiße Farbe beibehalten, und auf welche Weise bereitet man das Wachs, um die Parfett glänzend zu machen? Gutsbesitzerin in Böhmen.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Verwendung von Korke. (40.) — Gebrauchte Pfropfen, welche nicht ganz durchbohrt wurden, können nochmals für den ursprünglichen Zweck verwendet werden; sobald sie aber äußerlich beschädigt sind, schneidet man sie mit einem scharfen Messer kleiner; sollten sie vom Wein oder anderer Flüssigkeit gefärbt und unansehnlich geworden sein, so werden sie gereinigt. Man giebt sie zu diesem Zweck in einen Topf, übergießt sie mit Wasser, dem man auf 5 Kilo je 1/4 Kilo Schwefelsäure zugefügt hat, rührt sie mit einem Stöck tüchtig durch und läßt sie 24 Stunden stehen. Dann gießt man die Flüssigkeit ab, spült die Korke so lange in frischem Wasser, bis sie, auf ein Stück Vordruck-Papier gedrückt, dasselbe nicht

mehr röthen und trocknet sie schnell im warmen Ofen. — In neuen Wohnungen, wo feuchte Wände sind, schützt man die Bilder, indem man kleine Korke auf die Rückseite klebt; es entsteht dadurch eine Luft-Circulation, und das Verderben mancher schönen Kupferstiche ist schon durch das einfache Mittel verhindert worden. — Wer einige Handfertigkeit besitzt, kann sich, zur Verhütung kalter Füße, von in scheibenartige Streifen geschnittenen Korken Sohlen verfertigen, welche, in die Stiefel gelegt, Feuchtigkeit und Kälte abhalten. — Sorgliche Mütter machen ihren schwimmenden und badenden Kindern „Korkgürtel“, die sie über Wasser halten, indem sie Korke in Leinwand einnähen. — Die kleinen kaiserlichen Prinzen schenken ihrem hohen Vater am Geburtstage ein Haus von Pappe, dessen Dach und Wände sie mit schuppenartig über einander gelegten Korkscheiben bekleben hatten, als sei es mit Schindeln gedeckt. — Mag das Gefüge genügen, um zu zeigen, wie vielseitig die Verwendung alter Korke sein kann; vielleicht wissen unsere verehrten Leserinnen noch weitere Verwendungsarten anzugeben.

Gardinen crème zu färben (47). — Durch langjährige Erfahrung habe ich erprobt, daß Vorhänge, welche nicht ursprünglich crème waren, nach jeder Wäsche wieder von Neuem gefärbt werden müssen, und ich kann von allen angewandten Mitteln folgendes Verfahren als sehr bewährt empfehlen: Man giebt, wenn die Gardinen ordentlich gewaschen und gespült sind, so viel flüssige Crème-Farbe, welche in jeder Droguen-Handlung zu haben ist, zu der Stärke, bis eine schöne hellgelbe Farbe entsteht; dann gießt man die Gardinen, welche alle auf einmal in die flüssige Masse gelegt werden müssen, tüchtig durch die Särke und drückt sie fest aus. Mit dieser Flüssigkeit, von welcher ein kleines Fläschchen 30 bis 35 Pf. kostet, kann man mehreremals färben.

Langjährige Abonnentin in Hannover.

Portieren aus Cigarren-Bändchen (47). — Zu einem Portiere-Flügel, der 3 1/2 Meter lang und 80 Cent. breit ist, braucht man 2000 Meter Bändchen. Vorzugsweise benutzt man gelbe Bändchen; rothe, grüne, blaue oder carmoisinfarbige werden zur Bordüre verwendet. Man braucht also nicht von jeder Farbe gleichviel Bändchen. Ich habe zwei Flügel à 3 1/2 Meter lang und 80 Cent. breit; will ich die doppelte Breite haben, so kann ich die beiden Flügel leicht an den beiden Enden zusammensetzen. Da die Bändchen sehr theuer sind, so sammle ich mir solche nach und nach, und gerade das mühsame Sammeln macht mir viel Vergnügen. Für das Weben zahle ich pro Meter 40 Pfennige; meine beiden Flügel kosten mit dem Garn, — man benutzt ungebleichtes, ziemlich starkes Garn als Schlagfaden, — 4 Mark 50 Pf., — gewiß ein billiges Vergnügen. Man bekommt



übrigens in einer Hamburger Cigarrenfabrik Bändchen zu kaufen. (50 Meter kosten zwei Mark).

Das Kohlen der Dichte zu verhindern (40). — Man nehme einen neuen Dicht, lege ihn 20 bis 24 Stunden in Essig, nehme denselben zum Trocknen heraus, ziehe ihn dann in die Lampe; vorher wird das Wasser mit trockener, klarer Wasse gereinigt, ohne dabei Wasser anzuwenden; nebenbei gesagt, darf niemals der Dicht abgeschnitten, sondern nur mit Papier abgerieben und gerade gestrichen werden.

Frau v. S.

Wäschgerollen (56). — Die beste und leistungsfähigste aller Wäsch-Mangeln wird stets die englische Drehtrolle bleiben, deren Beschaffung allerdings mit einer ziemlich großen Ausgabe verknüpft ist. Wo die Ansprüche geringer sind, genügt eine kleine hochstehende Handrolle, wie solche in den meisten Wirthschafts-Magazinen zu finden ist.

G. R.

Frl. M. D. in Gützin. — Ihre Anfrage ist inzwischen brieflich erledigt worden. Wir nehmen indessen die Gelegenheit wahr, zu erklären, daß es in den meisten Fällen nicht immer möglich ist, die eingehenden Fragen schneller als innerhalb vier Wochen an dieser Stelle zu beantworten. Die Erklärung dafür liegt in der hohen Auflage unseres Blattes, die wiederum eine längere Vertheilungszeit bedingt.

Alte treue Abonnentin in R. — Die bekannte, oft von uns empfohlene Firma C. Sauerwald, Berlin W, Leipzigerstr. 20, giebt auch Fächer mit einfarbigem Stoffbezug zum Bemalen ab.

Erzählung. — Der Titel des interessanten Werkes, auf welches wir wiederholt hingewiesen haben, lautet: „Das Stiderei-Monogramm, entworfen von Frau Elise Bender in Wiesbaden. Leipzig, Hoffmann u. Duncker.“ Wiederholend sind davon die Lieferungen 14-16 erschienen. Was von den früheren gerühmt werden konnte: die Klarheit der Formen, der schöne Fluß der Linien, die schwingende, nicht überladene Ornamentation, sowie die vorzügliche typographische Ausführung, — das gilt auch von den neuen Blättern. Ihre Anordnung, nach welcher sich um ein großes, reich verziertes Monogramm in der Mitte vertheilte kleinere und einzelne Buchstaben gruppieren, ist durchweg beibehalten.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, ein farbiges Musterblatt für künstlerische Handarbeiten und ein Modenbild.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.